



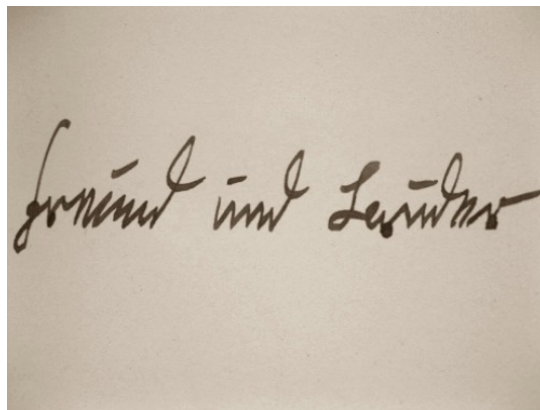
Matthias Schumacher

**FREUND
UND
BRUDER**



FREUND UND BRUDER

Nachzeichnung eines Weges des Johannes Weidner
- Belegt durch dessen nachgelassene Niederschrift -



Herausgegeben von Matthias Schumacher

© 2012

INHALT

[Elftes Kapitel](#)
[Als das Gestern begann](#)
[Erstes Kapitel](#)
[Zweites Kapitel](#)
[Drittes Kapitel](#)
[Viertes Kapitel](#)
[Fünftes Kapitel](#)
[Sechstes Kapitel](#)
[Siebtens Kapitel](#)
[Achtes Kapitel](#)
[Neuntes Kapitel](#)
[Zehntes Kapitel](#)
[Zwölftes Kapitel](#)

[Kapitel 13](#)
[Kapitel 14](#)
[Kapitel 15](#)
[Kapitel 16](#)
[Kapitel 17](#)
[Kapitel 18](#)
[Kapitel 19](#)
[Kapitel 20](#)

[21](#)

[22](#)

[23](#)

[24](#)

[25](#)

[26](#)

[27](#)

[28](#)

[Letzte Schritte](#)

[Imprint/Kontakt](#)

ELFTES KAPITEL

Viele Monate sind vergangen, seit ich begann, meine Geschichte zu erzählen. Und nun, da ich in diese ungezählten Wörter wie in einen Spiegel blicke, nach mir und meinem Leben suche, erkenne ich immer mehr und öfter, wie wenig ich es lebte und wie sehr ich mich verlor. Meine Geschichte, so schwor ich, erzähle ich nach bestem Wissen, dies müsse und würde genügen, dachte ich sehr lang. Nun drängen Fragen über Fragen. Was ist denn das beste Wissen? Ist es das Beste? Sind es Erinnerungen? Dienen Gefühl und Glaube dem Wissen? Ist Wissen stets die einzige Wahrheit oder nur eine von vielen? Eine Antwort wäre nur eine Antwort, eine von vielen. Im Verlauf der Wochen, mußte ich hier und dort, in dieser oder jener Episode feststellen, daß da noch mehr war und ich noch mehr weiß als bloße Bilder der Erinnerung, da waren Gefühle, Menschen und deren Schicksale, viel scheinbar Unwichtiges und noch mehr Wichtiges, das nur wichtig tat, sich binnen all der Jahre aufgeblasen hat. Teile mein Leben, Stücke meines Selbst, viel hatte ich vergessen. Oft geschah es, daß mir zu Zeilen, die ich bereits vor Zeiten schrieb, die ausführlich, gelungen und abgeschlossen schienen, bei nochmaligem Lesen einiges mehr und immer wieder Wichtigeres einfiel, und ich somit ganze Kapitel hinzufügen mußte. Manches, das bis hier und heute bereits niedergeschrieben sein sollte, trat vorerst in den Hintergrund und harrt noch immer seines Berichts. Auf dem Weg durch die Jahre habe ich den Ballast mancher Erinnerung abgelegt, vieles am Wegesrand belassen, anderes von mir geworfen. Neues schien erstrebenswerter und wertvoller, und so tauschte ich viele Schätze gegen Katzengold und ging schwer beladen, nur noch dessen Last auf mir spürend und immer ärmer werdend, mit kleinen Schritten meines Weges. Wie herrlich reicher fühle ich mich nun in jenen Stunden, da der einstige Glanz so greifbar scheint. Und auch wenn ich manchen Diamanten verlor oder vergessen hatte, wann, wo und wie ich ihn ablegte, so besitze ich ihn heute mehr denn je. Jeder wiedergewonnene Schimmer eines vergangenen Augenblicks, und er muss weder schön noch frei von Schmerzen sein, läßt mich funkeln, strahlen und spendet Tausend Feuer, die jenes im Juni meiner Jugend niederringen.

Der Blick in mich und aus mir hinaus hat mich eines gelehrt: Jeder Mensch betritt die Welt als grober Stein mit mattem Glanz, doch auf seinem langen Wege schleifen ihn die Ecken und Kanten des Lebens zum einzigartigen Diamanten. Doch damit er vollends glänzt, muß viel Schein zum Lichte brechen.

JOHANNES WEIDNER

ALS DAS GESTERN BEGANN

Der Winter warf sich in jenen Spätjanuartagen zum ersten Mal für dieses jungfräuliche Jahr seinen zartweißen Mantel über. Die hochgestiegene Sonne zauberte abertausend winzige Diamanten auf sein kaltes Tuch, das in einigen unwegsamen Tiefen des umliegenden Forstes, noch verschont von des Wanderers Tritt, für diesen oder jenen Ruhesuchenden zum erlösungsnahe Ziele wurde und wissend um seine vergängliche Schönheit sehnlichst um Entdeckung und Eroberung flehte.

Der Wind schien sich seit vielen Tagen wie die Tiere des Waldes in irgendeinen versteckten Winkel zurückgezogen zu haben und versuchte dieses prachtvolle Stilleben nicht einmal mit einem Hauch zum Leben zu erwecken. Die Zugvögel hatten schon vor geraumer Zeit ihre Nester verlassen, wie ich es dereinst getan, und wie einer von ihnen kehrte ich nun hierher zurück. Ich war früher als sie gegangen, viel früher. Gewiß bereiteten sie sich in jenen Tagen auf ihre Heimreise vor, um hier alsdann einige Monate zu verweilen, schließlich fortzuziehen und von neuem wiederzukehren. Dies unterschied uns, ich war ein letztes Mal gekommen, um meine Geschichte zu schreiben und dann endlich auf immer gehen zu können. Mich trieb mein Gestern.

Die aufgetürmten und angestauten Erinnerungen an Ereignisse längst verwehter Tage schoben mich an jenen Ort meiner Jugend und Kindheit zurück und brachen bald in heillosem Durcheinander über mich herein. Ich spürte darin wie ein Besessener nach der ersten Stunde, der ersten Begebenheit, die mir den rechten Einstieg in meine Vergangenheit und zugleich den endgültigen Ausweg ermöglichen könnten. Was ich fand, erwies sich als unbrauchbar; es waren Geschichten, denen ich mich seit Jahren nicht mehr besonnen und dies winterliche Fürstweil, wie ich es zimal gesehen hatte, ebenso wie ich es auch in diesen Tagen sah und sogar ein wenig genoß: Die Häuserdächer, Gärten, Wiesen, Wälder, Äcker, alles unter Gottes freiem Himmel verschwand fast gänzlich unter diesem edlen Weiß, und man spürte, so man es zuließ, ein jedes für sich genoß es, endlich von der steten Last des Strebens und Eiferns nach Schönheit und Perfektion durch jene natürliche Anmut erleichtert und für die Dauer einer Jahreszeit in einen festen Schlaf geführt worden zu sein. Das Treiben auf den Märkten, das Flanieren in den Gassen, das ewiglich gleiche Gaffen aus den Küchenfenstern, das Trinken in den

Wirtshäusern, das Stehlen und Richten, alles Geschäftige und Ruhen, das Lachen und Weinen, Büßen und Beten, Kommen und Gehen, dies Zünden und Verlöschen, welches die Menschen Leben zu nennen pflegen, ging seinen saisonunabhängigen, gewohnten, eintönigen Gang und ließ sich recht wenig von der heilenden Stille vor den Toren ihrer Städte beeinflussen.

Trotz aller schmerzenden Risse und Kerben, die der zehrende Frost in Landschaft und die verhärteten, kantigen Gesichter der Menschen unseres Städtchens geschnitten und gefurcht hatte, spürte man dennoch, auch wenn man schon sehr genau hinschauen mußte, allerorts eine tiefempfundene Freundlichkeit, innige Verbundenheit und von Herzen kommende Wärme, der keine noch so lang währende Kälte dieser Welt wahrhaft etwas anhaben konnte. Doch es war eine siechende Glut, die aus selbstsüchtigen Herzen kroch und bei vielen allenfalls genügte, um die eigene verkümmerte Seele am Leben zu erhalten, und niemand anderen zu sich bat oder teilhaben ließ, jeden Zutritt entsprechend engherzig verweigerte. Was dennoch tiefer drang und an Winter zu erinnern suchte, wurde im marktplatznahen „Hirschen“ mit scharfen Schnäpsen und mittelmäßigen Weinen, für die unsere Region noch heute berüchtigt ist, betäubt und mit so manchem angestauten Kummer aus Liebe, Geldnot, Krankheit oder sonstigem Elend und Leid hinuntergespült. Der Geruch von frischgebackenem Brot und Kuchen drang aus der einzigen Bäckerei und vermischte sich bald mit dem würzigen Duft der Räucherkammern.

Die Spielplätze verwaisten zusehends und wurden von den Kindern gegen die auf dem Kainshügel entstandene Rodelbahn hinter dem Janusweiher eingetauscht, wo zwar auch im Sommer immerfort ein unbändiges Tollen anzutreffen war, aber gerade im Winter besonders viele Knaben und Mädchen zum ruhelosen und frohen Spiel einlud. Dieser Hügel war nicht nur für diese Gäste des Frostes, sondern für all seine Besucher und Betrachter etwas ganz besonderes und hat jeher manchen Dichter und Maler zu Höchstleistungen beflügelt und sich wie den Künstlern einen über die Grenzen des Ortes ragenden Bekanntheitsgrad beschert.

Viele Zeichnungen schmeichelten diese Anhöhe zum gigantischen Fels aus schwarzem Basalt, zum Fels, an dem Prometheus in Ketten geschlagen hätte werden können. Auf anderen wiederum blieb sie der bescheidene, aber überzeugende Beweis für mittelalterlichen Größenwahn und einfältiges Philistertum, das den Menschen unseres

Landstrichs einst ins Blut gedrungen sein muß und sie bis heute prägend durchströmt.

Kaum jemand kannte die Entstehungsgeschichte dieses aufgeschütteten Ungetüms wirklich, dennoch wußte jeder in dieser Gegend genauestens darüber zu berichten. Alles Optische ist schnell beschrieben, war es doch nur ein unwesentlich hohes, kamelhöckerähnliches Gebilde in der ansonsten weitaus flacheren Umgebung. Die beiden Buckel waren von der Spitze bis hin zum Weiher mit dichtem Tann und Gestrüpp besetzt und führten diese Wucherung über sein ganzes Wesen zur dahintergelegenen Ackerlandschaft unverändert erhaben fort und umkränzte auf halber Höhe, für Ortsunkundige kaum erkennbar, das langsam sterbende Sägewerk meines Vaters.

Die Mitte des Hügels, welche sich etwas schmaler zeigte als die äußeren Streifen, blieb stets von jedem Grün und Leben unbedacht und diente Vater zu dessen guten Zeiten sommers als Transportweg, was jedoch über die Jahre immer seltener und am End nur noch vereinzelt geschah. Man erzählte sich: Kain, der im Augenblicke, da er anhub, seinen Bruder Abel zu erschlagen, von Gott in einen Hügel und Abel zu seinem endgültigen Schutz in einen zauberhaft anmutenden Bergsee verwandelt wurde. Diese Theorie wurde nach ihrem Aufkommen insbesondere vom amtierenden Pfarrer ungen gehört und in langen Predigten gegeißelt. Wunder müssen geschrieben stehen. Aber wen kümmerte schon die Wahrscheinlichkeit dieser Sage, und wer hätte deren Unsinn außer dem Pfarrer erkennen sollen? Denn neben ihm gab es im Ort niemanden, der über die Schöpfungsgeschichte hinausgelesen hatte. Doch das hinderte niemanden, sich fromm zu nennen.

So erzählte man die Sage vom Kainshügel weiter und weiter, auch wenn der Weiher eben Janusweiher und keineswegs Abelsee oder ähnlich hieß. Wobei man schon ein großes Maß Phantasie benötigte, um im Janusweiher einen klaren Bergsee zu erkennen. Es kennzeichnete ihn eher eine trübe Brühe mit teils widerwärtigem Gestank, der von der Düngung der angrenzenden Felder herrührte. Im Grunde bot dieses Ensemble wenig Romantik und gerade der Pfad über den Kain zerschnitt jedes Traumbild.

Doch an manchen Spätsommerabenden vollbrachte es die blutrote Sonne, in eben dieser Lichtung zu versinken, und hätte man es nicht besser gewußt, befürchtete man wohl ein Hinabrollen jenes majestätischen Feuerballs durch diese kahle Schneise und sein

Verlöschen im violett schimmernden Teich, wobei die zahllosen hochgewachsenen, geschwärzten Tannen wie eine stumme Ehrengarde voller Achtung, Bewunderung und Ehrfurcht vor ihm und dieser endgültigen Entscheidung Spalier stünden.

Aber selbst die eklatante Unmöglichkeit dieser vermeintlichen Katastrophe, jegliche Verneinung und Widerlegung des drohenden Weltuntergangs erschütterte die Mutmaßungen und Ängste nicht einmal an der Spitze ihres Seins. Es gab immer wieder Menschen, die es besser oder anderes wußten, Panikmache und Aufklärertum, Pilger und Angsthasen. Genau diese Vielzahl von Ansichten war es sicherlich, die dem Kain zu so sagenumwogendem Ruf verhalf, was durch seine spektakuläre Namensgebung und die täglich neuerfundenen Theorien nur noch unterstrichen und verstärkt werden konnte.

Irgendwie sind diese Märchen mit stetig wachsender Überzeugung für deren Richtigkeit immer deckungsgleicher und seit eh und je phantastischer von Generation zu Generation weitergegeben worden. Selbst die Tage ähnelten einander mehr und mehr, man hätte glatt einen Wochentag vergessen oder einen Monat auslassen oder gar böswillig unterschlagen kann, und niemand hätte es bemerkt. Vielleicht wäre der Welt nicht einmal das Verschwinden der ganzen Stadt, samt Umgebung und Einwohnern aufgefallen. Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter bildeten hier zu allen Zeiten ein untrennbares Band aus Monotonie und einer gehörigen Portion Gleichgültigkeit für all das, was sich außerhalb dieser in Haß, Mißgunst und Neid verbundenen Gemeinschaft abspielte. Man stand eben darüber. Ganz gleich, ob es ein ferner Krieg, eine neue bahnbrechende Erfindung oder sonstiges Revolutionäres gewesen sein mochte. Gesprächsstoff gab es auch ohnedies hinreichend. So manches Jahr strich hier fast unbemerkt ins Land und je mehr Jahre Fürstweil zählte, desto langsamer schienen hier die Uhren zu gehen. Doch die Zeit verging wie überall auf der Welt. Sie verging hier und dort, für jedermann mit gleichem Schritt; in den Wäldern, auf den Straßen, Gassen und Plätzen, in den Wirtschaften wie in den Ladengeschäften, auf den Gehöften wie in den Schulen, nein!, nicht in den Schulen und nicht für jedermann. Die erste und wichtigste (vielleicht auch die einzige) Lektion, die uns die Schule je und je fürs Leben lehrt, ist, daß die Zeit, und namentlich die Schulzeit, die allerorts und für jedermann mit gleichem Tempo einherschreitet, für diesen oder jenen doch von unterschiedlicher Dauer sein kann. Dort,

wo die Zeit sich scheinbar dehnt, ist vielleicht der rechte Platz, um den Einstieg in mein Gestern zu wagen. Dort in der Schule soll meine Geschichte beginnen!

ERSTES KAPITEL

„Mich friert, es genügt, setz dich!“ seufzte kopfschüttelnd der restlos ergraute Rektor unserer ebenso in die Jahre gekommenen Lehranstalt.

„Die Anden nach Südtirol und die Alpen in den Kaukasus zu verlegen, mag ja recht originell erscheinen, auch Brandenburg an den Polarkreis zu verbannen, mag vergnüglich und sicherlich überdenkenswert sein, aber ich glaube, wir fühlen uns alle durchaus wohl in unseren gemäßigten Breiten. Es ist an einer Schule nun leider Gottes immer noch so, daß einzig korrekte Antworten und vorgezeichnete Lösungswege gut benotet werden und Phantasie kaum Entlohnung findet. Man kann schwerlich Ausnahmen machen, namentlich im Geographischen. Ach Junge, was soll ich denn noch mit dir anstellen? Deine Leistungen lassen überaus zu wünschen übrig. Du weißt es ja. Du solltest dich endlich eingehender mit den Dingen, die um dich herum geschehen, beschäftigen. So sehr ich deine Interessen auch befürworte, schätze, ja liebe, es gibt mehr als all das, was aus dir heraus ans Licht strebt. Viel mehr. Glaube mir!“
„Versteht sich, Herr Rektor! Jawohl, Herr Rektor!“ lächelte ich ihm aufatmend entgegen.

„Recht so, Weidner. Cuiusvis hominis est errare, nullius, nisi insipientis, in errore perseverare.“

„Jeder Mensch kann irren, im Irrtum verharren-“

„Wird nur der unkluge. Naja-“

Er grinste verschmitzt, griff sich alsdann mehrmals mittels Daumen und Zeigefinger seiner Linken an die Nase, schob sich anschließend mit dem Mittelfinger die filigrane Brille mit ihren kleinen zerkratzten Gläsern zur Stirn, setzte sich gemächlich und wandte sich im gleichen Augenblick bedächtig seinen geschundenen Unterlagen zu, um im nächsten Moment nach seinem elfenbeinern Schreibstift zu greifen, mit welchem er sogleich unleserliche Notizen in eines seiner Hefte kritzelte. Sie werden nichts Neues enthalten haben.

Rektor Siegfried Schönner, seines Zeichens wandelnde Bildungsspritze mit unbändigem Drang zum Impfen, und ich wußten schon lange, was wir von einander zu halten und zu erwarten hatten. Und, wie dies auch immer geschehen sein konnte, es entwickelte sich ein über die zahllosen Übungsstunden hinausgehendes, kameradschaftliches, geradezu freundschaftliches Verhältnis. Eine

Beziehung wie ich sie, hätte ich sie nicht erfahren, inniger zwischen Lehrer und Schüler nicht für möglich hielte.

Schöner war bei den meisten Schülern beliebt und nicht weniger geachtet, obwohl oder wahrscheinlich gerade weil er sich dann und wann einer schulmeisterunwürdigen Sprache bediente. Er volkstümelte. Er scherzte mit uns, parierte manche derben Streiche, die ihm besonders die älteren Jahrgänge des Öfteren spielten, meisterlich und nicht minder geistreich. Er war schon eine lächerliche Gestalt – im positivsten Sinne – ein hagerer, gebückt gehender, langsamer und daher gemütlich und gutmütig wirkender, kurz vor dem Ruhestand stehender, kreidebleicher alter Mann.

Die Jahre hatten ihre Abdrücke krähengleich und haarfein um Schönners Augen gestanzt, ein Umstand, der ihm seinen Beinamen „Krähe“ zutrug. Eine Bezeichnung, die Schönners Naturell in keiner Sekunde seines Lebens, seines Denkens und Handelns widerspiegelte, aber unreife Kinder, wie viele von uns es nun einmal damals waren, fragen nicht danach. Vielmehr war er ein komischer Kauz – ein Original, dem kaum etwas auf dieser Welt heilig genug erschien, um es, und nichtsdestoweniger sich selbst, nicht ins Lächerliche ziehen zu können. Sein Oberlippenbart, welcher mitunter so manchen Speiserest verbarg, tat sein Übriges.

Der alte Lateiner mußte sich während seiner Dienstjahre mehrfach für längere Zeit ins Sanatorium begeben, kurieren und Zwangspausen einlegen, und war zu dieser Zeit nicht mehr an jedem Tage Herr all seiner Kräfte, was ihn nicht daran hinderte, sich weiterhin unbeirrt seinen Schutzbefohlenen mit ganzem Herzen zu widmen. Dies große Herz, das ihn auszeichnete und welches ihm seit einer verschleppte Infektion, die er während seines Studiums nicht ernst genug nahm, bereitete ihm oft und öfter mit Stichen und Kurzatmigkeit beständig wachsende Schwierigkeiten, rang eine unbeschwerte Lebensführung fast bis zur Unmöglichkeit nieder und meldete sich zunehmend mit krallendem Schmerz zu Wort.

Schönners Engagement und seine unbedingte Rücksichtslosigkeit sich, seiner Gesundheit und daher seinem Leben gegenüber, forderten ihre Tribute. Er war verwundbar, das Birkenblatt auf seinem Rücken für den Speer des Todes deutlich sichtbar geworden, dessen Nähe spürbarer. Schöner hatte schon lange keinen Drachen mehr getötet und hätte sich solch einer Auseinandersetzung nicht mehr siegessicher stellen können, er badete häufiger im Leid als in schützendem Blute. Ein Rückzug vom Lehramt, eine Abgabe seines

Postens an vorderster Front stand für Schönner trotzdem nie zur Debatte. Ich kannte seine berechtigten Bedenken und die von ihm gehegten und gepflegten Vorurteile gegen die „Steinzeitler“, wie er seine vermeintlichen Nachfolger stets nannte. Er haßte nichts mehr als das sture Scheuklappenlehren aus Büchern heraus, das strenge Unterrichten nach Regeln, die weder Raum für Kreativität, noch Phantasie und erst recht nicht für Menschlichkeit boten.

Schönner vermißte die Veranschaulichung, die Verbindung ins Leben und dadurch in die Köpfe der Schüler. Er suchte die Verdeutlichung des Sinns aller Paukerei, das verständliche Erläutern der Bedeutung des zu Lernenden für die weiteren Wege seiner Zöglinge. Bestärkt durch seine Überzeugung von der Falschheit aller anderen Formen und Auswüchse des Unterrichts, gestaltete Schönner die von ihm zu führenden Stunden lebendig, mied das ungeliebte bloße Eintrichtern trockener, undurchsichtiger Formeln, und verband diese so oft es nur ging mit praktischen Beispielen.

Seine Art des Lehrens, uns mit Wissen zu füllen und zu bereichern, war frisch und spritzig, doch auch ausführlicher und zeitaufwendiger, was kurz vor Ende eines jeden Schuljahres zu hektischer und für uns mühsamer sowie quälender, aber unumgänglicher

Klausurenschreiberei führte. Denn auch Schönner war an Richtlinien, Lehrpläne und Vorschriften gebunden, die sich irgendein „Schreibtischtäter“ ohne jeglichen Bezug zur Materie, entbehrend aller Verbindungen zur Außenwelt, in einem dunklen Kämmerlein an den Haaren herbeigezogen haben mußte. Er hatte sich manchem Zwang, auch wenn er ihm noch so widerstrebte, zu unterwerfen, was ihm schwer zusetzte und seinen teuerbezahlten Freiraum rigoros eingrenzte. Wer nach ihm zu kommen drohte, dessen war er sich gewiß, konnte nur so ein „Bücherpauker“ sein.

Der jämmerliche Rest seines Kollegiums stellte ein Sammelsurium von Argwohn und Niedertracht, eine Fundgrube aus blindem Gehorsam und Unterwürfigkeit, einen Ausbund der Linien- sprich Obrigkeitstreue, ein Häuflein fleischgewordener Lehrbücher dar. Jene Einpeitscher, diesem Rufe wurden sie zweifellos in jedem Sinne gerecht, waren damals wie heute nicht der Worte, der Tinte und des Papiertes, kraft derer ich mich als ehrgeiziger Geschichtschreiber nahezu gezwungen sehe, jene hier zu erwähnen, würdig. Zu späterer Stunde werde ich jedoch wohl oder übel, der Vollständigkeit meiner Erzählung halber, nochmals nicht umhinkommen, das eine oder andere kostbare Blatt, jenen unwürdigen Kreaturen zu opfern.

Jeder noch so belesene, hochgradig habilitierte und promovierte Vertreter der lehrenden Zunft schrumpfte für uns im Glanze des schlichten Oberlehrers Siegfried Schönner gezwungenermaßen zu einem erbärmlichen Schatten. Diese waren zu jedweder Reduzierung kaum noch imstande. Sie allein hätten wir Krähen schimpfen sollen, aber nicht dürfen, wäre es doch schlimmes Unrecht und wohl auch unverzeihliche Beleidigung an deren edlem, gefiedertem Volke gewesen.

Wieder und wieder holten Schönners Rivalen hinterrücks zu meuchelnden Dolchstößen aus. Allerlei Angriffe touchierte er, viele focht er aus, doch in jede noch so tapfer geschlagene Schlacht, ganz gleich, ob gewonnen oder verloren, beschnitt seinen Weg hinaus bis aufs Minimum, ließ ihm zum Sterben zu viel – zum Leben zu wenig. Es war Neid und Unverständnis, was diesen oder jenen gegen ihn zu agieren animierte. Doch wie dem auch immer war, egal was geschah, Schönner war fast dreißig Jahre in Amt, und zumindest bei seinen Schülern und zahllosen Eltern, welche meist selbst einmal Schönners Schüler waren und es zwischenzeitlich vordergründig zu brauchbaren Jasagern und braven Steuerzahlern bzw. hintergründig zu emsigen Unterweltlern und nimmermüden Schwarzkontenanlegern gebracht hatten, in Ehren und Würden.

Diese Umstände milderten und minderten unablässig die widerwärtigsten, gemeinsten und hinterlistigsten Intrigen, befehdeten ihre Wiederkehr. Seine Hinrichtung war der Schulbehörde, und dies wußten dort alle nur zu gut, hierdurch unvollstreckbar geworden. Welcher Eindruck wäre denn zwangsläufig entstanden, wenn dessen Vertreter hätten erklären müssen, warum diese jahrzehntelang einen „Unfähigen“ beschäftigten, ja gar zum Rektor erhoben? Es wäre ein Eingeständnis deren Fehlbarkeit gewesen. So wurde Schönner mehr toleriert als akzeptiert. Nur geduldet. Unbeabsichtigt zu unseren Gunsten. Schüler und Eltern deckten in seiner Gegenwart allezeit den Mantel der Verschwiegenheit über dieses Wissen, wir ängstigten uns vor einem Zerbrechen, einem Zugrundegehen Schönners an dieser traurigen Tatsache; wobei ich glaube, er war sich sehr wohl seiner fatalen Situation bewußt, haben doch seine Lehrerkollegen kaum damit hinter dem Berge gehalten, gingen sie doch alltäglich damit hausieren.

Schönner wurde über die Jahre mein Retter aus der Not. Er schützte mich vor Spott, Mißbilligung, Stichelei und Schlägen, vereitelte

manchen Anschlag der sogenannten „guten Kinder“ auf mein vielfach getretenes, kaum vorhandenes, kränkelndes Selbstvertrauen. Dieser Mann überwarf mir gegenüber alle pädagogischen Grundsätze wie selbstverständlich und stärkte mich, indem er mir irgendwann frei heraus gestand, er glaube, ich würde im Leben zu einem notablen Menschen heranwachsen als viele dieser Klassenbesten, Streber und Tugendbolde, die das Dasein auf Erden für einen Ringkampf und Wettbewerb hielten. Und dies trotz der Vieren auf meinem Zeugnis(!), die gar nichts über einen Menschen sagten, denn, so drückte er sich sinngemäß aus, ich besäße eine Gabe, die nicht jedem in die Wiege gelegt würde: das Sehen mit dem Herzen und die klare Sicht für die schönen Seiten in mir. Ich könne, hieß es weiter, auf meine Weise zufrieden sein, ohne die Welt um mich herum beanspruchen zu müssen.

Ich erkannte mich erst in diesen Worten, als ich ihren genauen Laut längst vergessen hatte. Was mir bis heute davon blieb, und wovon ich auch im jetzigen Augenblick zehre, ist, daß mir da jemand, inmitten dieser mitunter harten Zeit zur Seite stand, der an mich, meine Träume, und meinen langen Atem glaubte.

Jemand außer mir selbst.

ZWEITES KAPITEL

An diesem Freitag im welken Mai interessierte mich dies alles nur geringfügig.

Das Wochenende stand mir bevor und alles Schulische versprach, mich erst am folgenden Montag in die Wirklichkeit zurückzuholen. Alle Zwänge beteuerten, in bereits 240 Minuten von mir für eine kurze Dauer abzufallen, und was nicht von alleine fiel, das streifte ich mir ab. Es gelang mir, woher auch immer, sehr früh, mich aller Auflagen und Zwänge zu entledigen.

Meine geliebten Verse, die mein Vater, schuldzuweisend für meine miserablen Noten, gerechtfertigt in seinen Schreibtisch verbannte und unter der Woche mit aller Macht von mir fernhielt, riefen mich seit schier endlosen fünf Tagen und Nächten wie die Sirenen den Odysseus. Mein Vater band mich fest an Pflichten in Haus und Hof und entzog mich, so hoffte er, ihren finstren Verlockungen und ihm unzugänglichen Wirrnissen. Ich respektierte seine Befürchtungen. Jedes Bitten und Betteln nach meinen Entwürfen war mir fremd. Auch das Erlangen dieses „Teufelszeugs“ mit sicherlich damals vorhandener jugendlicher krimineller Energie, Einfallsreichtum und Einfältigkeit ersparte ich mir. Stattdessen fertigte ich eine identische Zweitschrift an, schrieb ohne Unterlaß und schlechtes Gewissen in jeder Schulstunde weitere hochgegriffene Gedanken, mir Verbotenes nieder. Allerlei Reime, die damals nur noch Rektor Schönner und Hagen in Einzelheiten kannten und selbst ersterer zu meinem großen Erstaunen schätzte.

Nach nunmehr fast einer Schulwoche nahte das allsamstägliche Ritual, bei dem sich mein Vater mit geschwellter Brust vor mir aufbäumen und mir als Entlohnung für meinen Gehorsam – wie bei einem Festakt mit stolzem Blicke – meine Unterlagen (gleich einer Auszeichnung, ja einem Orden) überreichen würde. Er würde mir, wie es immer war, mit seinem gerade ausgestreckten, durchs Zimmern gestählten, rechten Arm auf die linke Schulter klopfen und routiniert gelassen die mir ins Gehirn gebrannten Worte sprechen: „Tja Hannes, hast es wieder mal geschafft.“

Jawohl, das hatte ich offenkundig.

Ich würde wieder unbändige Freude heucheln und flugs auf mein Zimmer laufen. Ein Rhythmus, der durch nichts gestört werden konnte, denn Eile war geboten, viel lag stets vor mir. Mein Vater

wollte beständig sehen, was ich schrieb, so mußte ich die behütete Erstschrift auch als eine solche erscheinen lassen. Das hieß, ein gewissenhafter, lückenloser Nachtrag stand an.

Ich weiß, auch wenn sich mein Vater niemals lobend über meine Arbeiten und Fertigkeiten, die er für einfältige Halbheiten hielt, äußerte, er war glücklich, mich halbwegs gerade Wege gehen zu sehen.

Von allen Steckenpferden, die meine junge Seele ritt, allen Zaubern, die meinen empfänglichen Enthusiasmus vereinnahmten und den ohnmächtigen Willen zur Gegenwehr ausnutzten, blieb ich nur dem Dichten treu, das mich einband und gleichermaßen Freiheit durch geistige Erweiterung und Vermenschlichung, doch auch Entfremdung und Vereinsamung offerierte. Mein Herz loderte für das Geschriebene, und ich denke, mein Vater genoß einen Teil meines Freudenfeuers mit mir, erwärmte sich an meiner Glut. Hätte er gewußt, wie sehr ich ihn doch hinterging, und wie unverfroren und kaltblütig ich dabei war, hätte ich sicherlich eine lange Zeit nicht schmerzlos sitzen können. Mein Vater ahnte hiervon nichts und sollte auf immer im Dunkeln tappen. Er sah zwar, daß ich trotz dieses Verlustes erstaunlich unbeschwert und leichtfüßig durchs Leben schritt, konnte sich aber offenbar nicht erklären, warum ich diese Entbehrungen so gleichmütig hinnahm. Seine ergriffenen Maßnahmen führten natürlich zu keinem zufriedenstellenden Ergebnis, kein Schelten fruchtete, keine Haft beugte mich in die gewünschte Richtung. Meine Noten lagen weiterhin im Argen, da konnten selbst Schönners Konzepte kaum etwas bewirken. Wäre Dichten ein Unterrichtsfach gewesen, dann erstrahlte ich wohl als einer der hellsten Sterne, zumindest am Fürstweiler Schülerhimmel, doch dieses Fach gab es nicht, und so stand mir nur ein matter Glanz und eine zartes Vorgefühl zur Seite; eine Ahnung, die nicht zuletzt Hagen Hintritts wegen eines wundervollen Tages zur unbeugsamen Gewißheit werden durfte.

DRITTES KAPITEL

Werner Hintritt, ein alleweil im Zwielight stehender und in zweifelhaften Ruf geratener Schriftsteller, der zwar zeitlebens niemals ein Buch zum Abschluß, jedoch tagein, tagaus, jahrein, jahraus ein neues auf den Weg brachte.

Nur eines an der Person Hintritt war unbestritten, er war der beharrlichste Peiniger meines liebsten und treuesten Freundes – und dessen Vater, wovon man jedoch wenig spürte. Auch fand man den beiden ihre Verwandtschaft nicht in Gesicht, Gestalt oder Haltung geschrieben, nicht einmal, wenn man es genau beobachtete, wie sie schweigsam nebeneinanderher schritten.

Dies taten sie ihr Leben lang.

Es gab niemals einen wirklich gemeinsamen Pfad.

Sie schleppten einander nur mit, doch das Gewicht des Lebens, und namentlich des Leidens, war ungleich verteilt. Hagen hatte Schwereres zu tragen und zu ertragen.

Werner Hintritt verdingte sich eher schlecht als recht, begründet auf verwandtschaftlichen Kontakten, als Lokalschreiber für den Fürstweiler Anzeiger. Ein anderes Redaktionsbüro hätte er niemals von innen gesehen, und falls, dann nicht für längere Zeit. Sein Schreibstil war, um es gelinde auszudrücken, etwas unfertig und selbst dem eines Volontärs unwürdig.

Seine Sätze flossen nicht erhaben dahin und rissen weder jemanden mit sich, noch mit ihrer Allgewalt brüchige Dämme ein, wie es etwa ein Strom zur Schneeschmelze vermag. Hintritts Artikel summierten sich eher zu einem flußbettlosen, unscheinbaren, dahinplätschernden und versiegenden Rinnsal, dessen Quelle, verschmutzt und weltfremd – von Unrat umgeben – niemandem wohlgefällig umströmte, mit seinem Rauschen ins Gemüt fuhr oder gar einen Wert bedeutete.

Diese Umschreibung mag sich bei näherer Kenntnis geschmeichelt zeigen, mir erscheint sie gerechtfertigt, hatte er sich doch meinen Dichterambitionen gegenüber immerfort mit eben solcher Zaunpfahlwinkerei und offensivster Zurückhaltung verhalten. Zur Wehr setzen kann er sich nicht mehr, was für mich jede Attacke unnütz und trist werden läßt.

Der alte Hintritt war keineswegs nur dem Wortspiel, sondern gleichfalls, und teils in weitaus höheren Maßen dem Skat, der Wette, dem Wein und der „holden, goldnen Weiblichkeit“, wie er diese mit

süffisanten Unterton titulierte, bis zum letzten Atemzuge zugeneigt. All dies ließ den damals erst 36jährigen Werner Hintritt ausgemergelt und um viele Jahre älter erscheinen.

Hagen war in dieser Woche, wie schon so oft, nicht in der Schule erschienen, und ich ahnte, daß sein Vater nach einem erneuten Saufgelage wie immer zu nichts zu gebrauchen war. Meine Ahnung traf zu...

Werner Hintritt hatte mit ein paar örtlich bekannten Schluckspechten um die Begleichung seiner Zechschulden gewettet und dabei behauptet, er könne noch selbst nach dem Genuß einer ganzen Flasche selbstgebranntem Zwetschgenschnaps auf dem Stammtisch eine flotte Sohle auf die morschen Bretter legen und dabei drei Krüge mit Wein (ohne auch nur einen Tropfen zu verschütten) mit sich führen. Einen links, den anderen rechts, den dritten in diesem hochprozentigem Bunde auf dem Kopf, welcher den eigentlichen Schweregrad der Übung darstellte. Das ohnehin schon gewaltige Risiko des Vorhabens erhöhte sich allerdings noch um ein Vielfaches durch die mittlere Flasche, die niemand hätte besser verkörpern können als Hintritt selbst.

Werner Hintritt war ein vortrefflicher Tänzer, zumindest seinem Mundwerk nach, und schwang sich mit einem gewagten Sprung auf den Tisch, ließ sich die Krüge reichen und zeigte bereits an diesem Punkte erhebliche Gleichgewichtsschwankungen, die ihm nur noch mehr Schwung verliehen. Als der alte Krämer Schnürli dann zu seinem Akkordeon griff und gekonnt schief aufspielte, war es ganz mit Hintritt aus. Er schwebte grazil wie ein Kamel in der Morgendämmerung über die schmierig-zerkratzte Fläche, vergoß infolgedessen den gewässerten Wein, ließ sich den obersten Krug auf den linken Fuß fallen, warf die anderen Gefäße weit von sich, umschloß mit beiden Händen seine wehe Quante und stampfte wie ein Elefant vor lauter Schmerzen mittels seines intakten Beines auf dem Tisch herum, was dieser nicht lange aushielt und ihn kurzerhand zum vollständigen Zusammenbruch zwang, was Hintritt wiederum nicht ohne Blessuren überstand, zumal ein nahestehender Stuhl seinem Schädel wie festgewachsen im Wege stand und Hintritt fast das Genick brach.

Die Folgen eines solchen Zusammenbruchs waren überschaubar, denn im „Hirschen“ fand allwöchentlich ein derartiges alkoholisches Stelldichein statt, und bis zum nächsten seiner Art mußte der greise Narr wieder genesen sein. Denn Werner Hintritt durfte, seinem

Erachten nach, bei keiner Zusammenrottung fehlen. Er war eben ein vielkonsumierender, gern anschreiben der Gast und Kunde in jedem Lokal und Geschäft Fürstweils, der sich jenen Lastern mehr und mehr verschrieb.

VIERTES KAPITEL

Hagen war auf den Tag ein Vierteljahr älter als ich und ein hochgewachsener, charismatischer und daher von den Mädchen mit reichlich Beachtung gestrafter, reifer junger Bursche mit klugen Zügen an Stirn und Kinn und, wenn es sich denn gar nicht vermeiden ließ, vorzüglichem Benehmen. Ein versonnener Reformler und zumeist leiser Rebell, der gleich mir noch ein kurzes Jahr Gnadenfrist zum Ausklang der Schulzeit und dem Eintritt in den sogenannten Ernst des Lebens genießen durfte.

Wer Hagen nicht kannte und erstmals sah, hielt ihn sicherlich für einen streunenden Gassenjungen. Seine Art, sich zu kleiden, war die jener Tagediebe, Hungerleider, Lebenskünstler und Genießer in manchem angelehnt und sein mitunter fleghaftes und respektloses Auftreten wuchs und wuchs. Aber wie so vieles an Hagen war auch dies nur ein Bruchstück jener gespielten, spürbar künstlichen Oberflächlichkeit, die ihn vor weiteren Gedanken und Gefühlen schützen sollte und es doch niemals wahrhaft vermochte.

Die Hemdsärmel trug er stets mehrmals umgeschlagen, genau wie es die Handwerksgesellen und Bergmannsöhne taten, bevor sie sich mit grimmigem Minenspiel und geballten Fäusten um Dinge rauten, die es im Grunde nicht wert waren. Den Kragen ließ er meist offen, es sei denn, man zwang ihn, diesen zu schließen, dann riß er sich, vor allem wenn er diesen Befehl inmitten einer größeren Menschenmenge erhielt, demonstrativ die oberen beiden Knöpfe vom Hemd und warf sie weit von sich. Mir schien damals, all das wäre eine Sympathie und Solidaritätsbekundung für die Ärmeren unter uns gewesen und Symbol der Befreiung gegen alles Angepaßte und Vereinheitlichende. Ob dem so war, wird unergründet bleiben. Hagen versprach der angejahrten Schmiede zu diesem Zeitpunkt seine künftigen Dienste, oder besser: wurde versprochen. Ferner hatte er von den bereits absolvierten Lektionen, die ihm der Schmied regelmäßig erteilte, breite Schultern und ein zur Taille zusammenlaufendes Kreuz bekommen, kräftige Arme, Schenkel und Waden sowie Pranken von Händen, die aber zu keiner ernstlichen Missetat fähig gewesen wären. Hinzu kam eine raue, nicht immer den saubersten Ton treffende, und daher umso sympathischere, fast in ihrer Vollendung stehende, gebrochene Stimme. Dann noch eine ins Zartrosa mündende Blässe, die selbst während der sonnenreichsten Wochen eines Jahres nicht von ihm wich und von seinem

dunkelbraunen zum Mittelscheitel gekämmten, vorn ins Gesicht fallendem Haar nur noch unterstützt wurde.

Und dazu dies magische Augenpaar!

Nichts an Hagens Leib begegnete mir eindrucksvoller und mächtiger als seine hellen Augensterne. Sie waren durchtränkt von strahlendem Azur, das umringt von einem reinen Weiß, wie es sonst nur auf den ewigen Harschfeldern der Hochgebirge zu finden ist, tiefblickender hätten nicht sein konnten. Wie viele sich seinerzeit zu diesem Gestirn hingezogen fühlten, ahnte ich nicht.

Sicher war, es vermochte, zumindest mir den Weg in mich selbst zu weisen. Ich war hoffnungslos verloren im Wissen, mich eines Tages in der unendlichen Tiefe seines Glases, als ein Teil dessen wiederzufinden. Ich ergab mich seinem befreienden Einfluß, der keine Heimlichtuerei zuließ und benötigte, war willen- und wehrlos im besten Sinne.

Hagens sonstige körperliche Entwicklung zum Mann stand kurz vor ihrer Vollendung, ich hing ihm, wie in vielem, auch in diesem nach. Man hätte ihm dahingehend einige der offensichtlichen Freuden und Lustbarkeiten seines „Herrn und Henkers“ zugestehen können, doch Hagen war ein Haudegen auf anderen Gebieten. Ihn markierte weniger seine Physis, obwohl er diese bereits zu frühester Jugend ohne Bedenken vorzeigen konnte und um die ihn viele seiner Altersgenossen wie auch ich beneideten, vielmehr seine psychische Reife. Er verstand die verstricktesten weltlichen Zusammenhänge, die mir bis an mein Ende ein Geheimnis bleiben werden, warf Theorien auf, welche später, leider nicht ihm zugestanden, mitunter prämierte Umsetzungen fanden. Sogar die Krähe Schöner kupferte einige von Hagens Gedanken ab und verkaufte diese mehr oder minder als die ureigenen.

Hagen und ich bemerkten dies natürlich alsbald, meist am holprigen Übergang vom einen ins andere, spätestens allerdings im Angesicht Schöners unbeholfener Stotterei beim Versuch des Beantwortens der Fragen wißbegieriger Schüler, die es selbst in Fürstweil zuweilen gab.

Nicht selten hangelte er sich mit fadenscheinigem Themenwechseln aus der offenkundigen Misere, doch mitunter sogar mit dem Satz: „Hintritt, Sie können mir, glaube ich, am besten von dieser begriffsstutzigen Meute folgen, und alles Gesagte am ehsten nachvollziehen. Vielleicht gelingt es Ihnen, der Sie jenen doch näher stehen, die von mir angeführten Thesen verständlich darzubringen.“

Ich hätte schlichtweg bei jedem Dröhnen dieser Worte vor Wut zerspringen können. Hagen war für mich diesen Trotteln allemal so nahe wie die Sonne dem Pluto.

Der Bestohlene aber stand, trotz aller Frechheit dieses Versleins und dessen Urhebers, wortlos auf und erläuterte bereitwillig bis ins Kleinste, korrigierte Schönners grobe Schnitzer, stand geduldig Rede und Antwort und genoß das Rampenlicht, was sonst niemals seine Art und Absicht war, und tat dies alles schnörkellos sachlich und ohne Überheblichkeit „seinen“ Schülern und Schöner gegenüber. Hier und dort übertrieb es die Krähe und versuchte augenscheinlich ganze Unterrichtsstunden mit Hagens Hilfe zusammenzubasteln, was grundsätzlich gegen Hagens Mauer lief. Irgendwann kam auch mein Blutsbruder an jenen Punkt, an dem er sich schamlos ausgebeutet fühlte und der Krähe nicht mehr bei deren Erledigung der Hausaufgaben helfen wollte. Er warf mitunter bereits zu Beginn des ganzen Szenariums des Handtuch der Mitarbeit und ließ seinen geliebten, heimlichen Förderer, die diebische Elster!, im Regen stehen, erteilte ihm eine eiskalte Abfuhr. Schöner fürchtete solche Niederlagen mehr als den Tod, sodaß er zumindest für einige Tage von Hagens Wissen abließ.

Hagen war zweifellos stolz, daß sein Rektor seine Schlüsse und Vermutungen achtete, doch dort endete aller Stolz und jede Gutmütigkeit.

Soweit kam es selten.

In der Regel genügte es, wenn wir beide Schöner in Grund und Boden starrten. Insbesondere Hagen konnte einem in die Augen blicken bis einen das Gefühl beschlich, er sähe bis ins Herz hinunter, und selbst die ahnungsloseste, keusche Jungfrau Gewissensbisse und Beklommenheit ergriffen hätten.

Hagen vollbrachte aber ein noch viel erstaunlicheres Kunststück, ja Wunder: Er verstand mich. Er hörte mir zu und wirkte nie gegen eines meiner Vorhaben, ließ mich niemals ins Garnichts stürzen, er gab mir Zeit, meine Höhenflüge auszuleben und mich alsdann selbst und sanft auf die Erde zurückzuholen.

All dieses Talent zum Treffenden war zum Scheitern verdammt:

Hagen war nur noch einen Steinwurf vom Schmied entfernt.

Man tuschelte hinter vorgehaltener Hand (und auch gern frei von der Leber weg), Hagen müsse allmählich daran gehen, seinem Vater aus dessen drohendem finanziellen Ruin zu helfen und Geld in die Kleinfamilie einzubringen, wozu seine Lehre zum Schmied beitragen

sollte. Hagen kannte die Gerüchte um den schlechten Stand der Dinge seines Vaters und trat ihnen, wo immer sie ihm begegneten, mit gewahrter Haltung und routiniertem, aufgesetztem Humor und Augenzwinkern entgegen. Er wußte, was auch berichtet, geflüstert und geschrien wurde, deckte sich mit der Wahrheit; ja glich sich mehr als meine Erst- und Zweitschriften. Das war alles schon lange kein Geheimnis mehr und keineswegs zu ignorieren.

Hagen litt wie ein angeschossenes Reh unter diesem erbärmlichen Schauspiel, das zu einer Tragödie auszufern drohte. Wenn es sich ergab, vorwiegend während unserer gemeinsamen Nächte, als Hagen von seinem Vater zugunsten eines holden, goldnen Weibes, kurzerhand ausquartiert wurde und bei mir und meinem Vater Unterschlupf fand, sprachen wir mitunter über seine zum Tode verurteilten Gaben, seine Gefühle und sein Versteckenwollen. Ja, das trifft es! Es war einzig und allein der Wille zum Verbergen, denn einen wahren Fluchtpunkt oder gar eine rettende Tarnkappe vor solchem Getratsche gab und gibt es nicht, es sei denn, man nähme all seine Habseligkeiten und verließ den Ort der Demütigung, was meinem Freund zu dieser Zeit unmöglich erschien. Er hätte also genauso gut alles bestätigen können. Hagen jedoch war blind.

Verblindet von der natürlichen Liebe zu seinem Vater, welcher ihm seine Aufopferung und Selbstlosigkeit allein mit Prügel und schlimmen Schikanen entlohnte. Was Hagen vordringlich bei seinem Vater hielt, war die Angst vor zunehmender Vereinsamung seines Vaters, der nach Hagens damaligem Eindruck den Tod seiner Frau, der wohlhabenden Tochter eines angesehenen Offiziers, niemals ganz verwunden hatte.

Hagen war verständlicherweise nicht so objektiv, wie es seine Mitmenschen zu sein vorgaben, sonst hätte er eines Tages sehen müssen, wie wenig anders sich sein Vater vor dem Tode seiner Mutter, der mit seiner Geburt einherging, aufführte.

Bereits die Vermählung der beiden Elternteile beruhte keinesfalls auf Liebe und dem Wunsche, vor Gott in gesegneter Zweisamkeit leben zu dürfen. Vielmehr war es der Versuch zur Ehrenrettung der damals blutjungen Sophie von Thal, die, wie es hieß, ein in Sünde gezeugtes Kind von Hintritt erwartete.

Es wurde eine kurze Ehe, die auf gesellschaftlichen und moralischen Zwängen gebettet war und nur der Erhaltung des unbefleckten Rufes derer von Thal diente. Aber eben diese Beweggründe warfen auf diese Verbindung ein weit unmoralischeres Licht. Ein Licht, das viel Raum

für Schatten bot und nicht beleuchtete, warum Menschen, deren Herzen nicht in aufrichtiger, inniger Liebe verschmolzen waren, in beiderseitigem Unwillen aneinander gekettet wurden und vor Gott, der Welt und, was von allem das Verwerflichste ist, vor sich selbst einen Meineid schworen. Wenn all dies zum Wohle des Ungeborenen geschehen wäre!– Doch im Vordergrund stand die Vertuschung der Sünde. Das Kind wurde freudlos erwartet und noch vor der Niederkunft für die glücklose Gemeinschaft verantwortlich gemacht, woraus eine Hilf- und Ratlosigkeit der Frischvermählten schrie, die mit grauen Schleiern und Netzen alle anderen Sichten trübte. Die Frucht der Sünde wurde der Knabe namens Hagen.

FÜNFTES KAPITEL

„Mor-gen früh, wenn Gott will, wirst du wie-der ge-weckt. Mor-gen früh, wenn Gott will, wirst du wie-der ge-weckt.“

Mit jenen bedeutungsschweren Zeilen und Tönen von Brahms Wiegenlied, die bestimmt waren, in Bälde wie Dornen in mein Herz zu dringen und all meiner Leichtigkeit eine gewaltige Bürde aufzuerlegen, mir jedoch unerklärlich seit jeher die elendsten Gefühle ansponnen, schloß sich für mich an jenem Tage ein weiteres Kapitel meines Schülerlebens.

Nur 42 unscheinbare Buchstaben, zusammengefügt zu neun friedlichen, wohlklingenden Wörtern, welche mir ihre dramatische Konstellation aufs Abscheulichste offenbaren sollten und die folgenden Wochen und Monate für mich immer tragisch kennzeichnen werden, mein junges Wesen ja mit einem bösem Fluche belegten.

Und dabei sollte dieser Gesang nur als „Vorbote des Füllhorns bunter Melodien zum Ausklang des beliebten Sommerfestes unseres Ortes, all unserer bunten Heimat“ angedacht sein, wie es unser Schulmusikus immer so hingebungsvoll beschrieb. Eigentlich hätte die Krähe an dessen Stelle planmäßig Biologie geben müssen, doch Schöner war kurzfristig verhindert. Da der Schulbehörde allerdings eine seriöse klassische Musikerziehung höchst dringlich erschien und eben jener ihr besonderes Augenmerk galt, war ein selbstloses Einspringen des traditionellen Gesinnungslumpens und stellvertretenden Rektors, Dr. Julius Trommler, absehbar und im Hinblick auf die anstehende Festlichkeit nicht zu verhindern.

Oh ja, das Sommerfest!

Laut Trommler eine „Minutiös vorbereitete erneute Herausforderung, Chance und Verpflichtung für uns freudige Boten, vielschichtig das Schöne unser aller bezaubernden Heimat und ihrer rechtschaffenden Menschen bis weit ins Land hinauszutragen“. „Eine spektakuläre Veranstaltung!“, die letzten Endes alljährlich mit allerlei verordnetem Frohsinn und Spießigkeit in von Amts wegen wohlgeordneten Bahnen aufwartete und sich spätestens nach Mitternacht in einen ebenso ordentlichen Ringelpiezz mit Anfassen wandelte. Grund genug für Bürgermeister und Pfarrer, die natürlich über jeden Verdacht erhaben und von Unschuld gebrandmarkt waren, alle Mitwirkenden eines solchen Dilemmas für ihr sträfliches,

unmoralisches Verhalten zu rügen und dem übrigen Stadtrat von jedem weiteren Volksfest abzuraten. Dies wurde rege diskutiert, einstimmig beschlossen und pedantisch befolgt, zumindest bis zum nächsten Mal.

Der Fürstweiler Anzeiger fand an solchen Beschlüssen ein lohnendes Futter und titelte meist mit grandiosen Meisterleistungen wie „Verflichte Kiste Sommerfest“ oder „Nach der Sause ewig Pause?“, journalistische Meilensteine und Kleinode, die natürlich Werner Hintritt zu verdanken waren.

Diese dreitägige Veranstaltung wurde wie drei Festspielwochen vorbereitet und in jeglichen Vereinen bis zur völligen Erschöpfung aller Vorfreude geprobt. Alle Verantwortlichen und Mitläufer verschlossen in ihrem Eifer immerfort die Sinne davor, daß es eigentlich nur eines von jenen gewöhnlichen, ländlichen Festen war, wie sie jedermann kennt und wie es sie zu Hunderttausenden auf der ganzen Welt gibt.

Bis zum nächsten Sommerfest waren es noch genau fünf Wochen und so sollte dieses Wochenende für viele von uns Schülern das letzte chorproben- und laienspielfreie sein, was es gerade für mich noch wertvoller machte, als ich es ohnehin schon empfand; zumal die Vorbereitungen bis in die Schulferien hineinreichten und die Abschlussfeier genau auf meinen Geburtstag fiel.

SECHSTES KAPITEL

Der an anderen Tagen kreischend wirkende, gellende letzte Schlag unserer Schulglocke erschien mir an jenem Tage freundlich und wohlgesonnen, wie ein befreiendes, himmlisches Läuten.

Sehnsüchtiges Heimweh sprang mir flehend und gleichermaßen drängend ans Gemüt.

Vater wäre vielleicht noch nicht zu Hause gewesen und ich hätte mit etwas Glück, die von mir hochverehrte Dienstmagd Marike einige Minuten für mich allein.

Es trieb mich folglich auf kürzestem und schnellstem Wege nach Hause, ich lief geradewegs vom sonnenüberfluteten, gleißenden Schulhof auf die schattige Ahornallee mit ihren starken, uralten Bäumen, warf einen flüchtigen Blick zum Kain hinauf, schwenkte rasch zu jenem nach links, spurtete vorbei an Gendarmerie nebst Zuchthaus und Feuerwache, der Praxis von Dr. Dankwart van Gracht, dem unscheinbaren Jagdschloß und noch winzigerem, aber rundum herausgeputztem und alleweil vorzeigbarem, prunkvollem ganzen Stolz unseres sonst eher weniger protzigen Ortes: dem Schloßplatz. Alsdann hielt ich mich einige Momente rechts und bald erneut hart links, lenkte zur holprigen Mühlsteinstraße, verlor den Kain aus den Augen und rief dem schaufensterputzenden Metzger Briesemeister einen verlogenen freundlichen Gruß zu, ließ alsbald die verwitterte, ausgediente Mühle samt Bächlein achtlos hinter mir und rannte über die Hunnenbrücke, parallel zur Festtagswiese, der großen Kreuzung und dem endlosen Gernotspfad entgegen, wo auch Hagen und dessen Vater unweit der historischen Stadtmauer ein reparaturbedürftiges, nahezu abrisssreifes Häuschen besaßen. Wie gewohnt bog ich dort hinein, beschloß aber aus Zeitnot, Hagen erst am frühen Abend aufzusuchen.

Trotz rasendem Herzen, hochrotem, glühendem Kopf, verschwitztem Leib und dürstender Kehle beschleunigte ich noch einmal meinen Lauf und raste bis kurz vor jenen vertrauten Abzweig in die lichte, heimatheiße Weidnergasse. Einzig dieser Weg, welcher mich geschickt am Ortskern vorbeimanövrierte, konnte mich dem dortigen, mir verhaßten Klatsch und Tratsch der Dorfweiber beim Einholen am Nibelungensteg und Marktplatz entziehen und mir alle Heuchelei ersparen.

Nun war es höchste Zeit, eine weitaus beschaulichere Gangart einzulegen, da es mein Vater mit kochendheißen Bädern ahndete,

mich wie von allen Hunden gehetzt heimkommen zu sehen. Wannbäder, die mein Vater streng überwachte und die ich während jenes Stadiums meiner Entwicklung, inmitten der peinlichen Unkontrollierbarkeit und des mir selbst gewöhnungsbedürftigen Erscheinungsbildes meines Körpers, in seinem Beisein nicht ertragen hätte. Ich wußte aber, hätte er mich erwischt, wäre nichts auf der Welt in der Lage gewesen, ihn zu erweichen und von meiner Demütigung abzubringen. Er meinte, wenn ich schon darauf bestünde, um alles in der Welt schwitzen zu müssen, dann sollte dies auch mit aller Konsequenz geschehen. Halbheiten kannte mein Vater nicht, sie ekelten ihn geradezu an. Eine Einstellung, die mir verhaßt und grad an solch heißen Frühlingstagen einem Morde nahe war.

So bewanderte ich des Öfteren zunächst vor meiner Ankunft am Vaterhause fast schleichend in festentschlossenem Streben nach Abkühlung und in der Absicht, mich der Symptome meiner offenbaren Anstrengungen vollends zu entledigen, durchatmend die vorderen laubreichen und karg bemoosten Meter eines unweiten, schwer zugänglichen Wäldchens und verschenkte hierdurch meist eben jene Zeit, die ich mit meinem zügigen Lauf bereits gewonnen glaubte.

Kaum angelangt, wurde ich bereits genötigt, wie ein Aufgelauerter mit erhobenen Händen dort wachsam hin und wieder zu waten, nur waren es keine Räuber mit geladenen Revolvern, Schrotflinten oder gewetzten Messern, sondern dichte Brennesseln, die mir bis unter die Achseln reichten und mich mit vorgehaltenen Blättern in Schach hielten. Mitunter, doch überaus selten, geschah es, daß mir einzelne mannshohe Gewächse nach einem verzweifelten, behutsamen Versuch, sie mittels eines abgebrochenen, dünnen Astes weit von mir zu biegen, wie eine unverhoffte Maulschelle an die Wangen peitschten. Ich kann heute nicht genau sagen, ob es angesichts jener schier unvermeidbaren, schmerzenden Berührungen, nicht klüger gewesen wäre, das Dickicht von vornerein zu meiden, mich der Ehrlichkeit und einer brütenden, väterlichen Waschung hinzugeben. Eine solche Tortur wäre nach einer halben Stunde überwunden gewesen und sogleich, ohne weitere Erwähnung, der Vergangenheit eigen geworden. Die juckenden Schwellungen hingegen, die mir diese tückischen Pflanzen zufügten, mahnten meist noch über viele Tage, namentlich in den schlafsuchenden Nächten, und erinnerten mich unerbitterlich an meine Untat.

O wie einfach war es mir damals noch, alle Schuld von mir ab- und mein Gewissen reinzuwaschen!

In jenen trüben Stunden, wenn jedes Alibi zusammenbrach, wenn ein Schlag der Brennesseln unverhüllbar in meinem Gesicht von Unrecht zeugte und Sühne heraufbeschwor, fiel alle anmaßende Überlegenheit und Schläue gegen meinen Vater gleich einem Kartenhaus in sich zusammen. Und zu allen Tränen, bösen Worten, zu Tadel und Schmerzen kam die Strafandrohung und sofortige Umsetzung.

Ich verabscheute meinen ansonsten so vergötterten Vater für seine rohe Härte. War ich nicht genug gestraft?

Allmählich heilte die milde Kühle des Waldes wie ein unsichtbarer, wohliger Balsam meine verräterische Röte. Ich beschloß, den Hain zu verlassen und mich heimzubegeben, hüpfte in großen Sprüngen, das Wiegenlied trällernd und mit immer noch erhobenen Armen dem Waldrand entgegen, übermütig, unachtsam, auf daß sich ein Schnürbündel unlösbar im unteren Gestrüpp verfing und mich der Länge nach niederstreckte.

Ein halbgestöhntes „Elendes Kraut!“ entfuhr mir, bevor ich die ersten leichten Schmerzen an meinen Händen spürte, mit denen ich mich vor weitaus Schlimmerem beim Sturze zu bewahren hoffte. Teils mit Erfolg: Es waren die letzten Büsche, die mich zu Fall gebracht hatten und meine Kleider blieben, dank meiner umsichtigen Haltung, in makellosem Zustand.

Den Brennesseln war ich somit ebenso entkommen.

Ich fiel ungewöhnlich sanft auf die umliegende Weide und mit der rechten Hand in einen noch dampfenden Kuhfladen. Dieser Umstand zwang mich geradezu ein zorniges „Mist, Mist, Mist!“ auszustoßen, was es sichtlich auf den Punkt brachte.

Im nächsten Augenblick konnte ich vor Lachen nicht an mich halten.

Ich erinnerte mich an meine alte Tante Henriette, die mich als kleiner Bub, wenn ich ihr zum Gruß die linke, scheinbar häßlichere Hand entgegenhielt, immer fürsorglich mit dem Ausspruch „Das schöne Händchen sollst mir geben, Johannes! Das schöne!“ rügte. Wie hätte Tantchen jetzt wohl reagiert?

Ich begab mich an einem häufchenfreien Flecken in den Schneidersitz, sah mir die Bescherung nochmals genauer an und amüsierte mich noch einige Minuten über Henriettes entrüstetes Mienenspiel, ehe ich meine Hand, des Betrachtens überdrüssig geworden, im kurzgefressenen Gras grob säuberte.

Obwohl ich als Jungeborener ein Kind des Sommers bin, wurde ich niemals zum Sonnenanbeter, umso mehr erstaunte es mich, wie gut mir ihre wärmenden Strahlen zuweilen taten. Doch nicht an diesem Tage! Nachdem ich einen Augenblick lang, von süßen Dichterträumen entführt, mitten in ihr Zentrum starnte und folglich abertausend schwarze Kleckse vor meinen Pupillen flimmerten, sah ich aufs neue mein leidenschaftsloses Verhältnis zu ihr berechtigt. Ich schlenderte gedankenversunken querfeldein, meinem Geburtshause entgegen, trampelte mir am Bordstein mit stampfenden Tritten den Torf von den Schuhen und nahm die zwei breiten Stufen am Hauseingang im Sturm. Ich öffnete die große massive Holztür mit den geschmiedeten, schweren Beschlägen und stand nun in jenen Räumen, die viel mehr als Wohnsitz, Unterkunft und Schlafplatz waren.

Hier stand einst meine Wiege, hier lernte ich laufen, lachen, lieben und hassen. Alles, was ich heute bin, nahm dort seinen Anfang. Dort floß Vergangenheit und Zukunft ineinander. Das alles war gestern, heute und morgen. Und all dies hieß wissen, daß ich dort Zuflucht gefunden hatte und versprach, daß es für mich innerhalb dieser Wände mein Lebtag lang so sein würde. Es roch nach Geborgenheit und Halt, stank nach Schuld und duftete nach Vergebung und Liebe. Hier durchlitt ich Stille, Lärm und manche Ruhe vor dem Sturm. Dort schien die Welt heil und sonnig. Lagen auch Licht und Schatten nah beieinander, so war mir ein dortiger Schatten, das Abbild der schwärzesten Nacht je und je lichter und geliebter als der hellste und freundlichste Tag vor deren Fenstern, Türen und fachwerknen Mauern. Hier konnte ich allein sein, ohne mich verlassen zu fühlen, denn nur hier standen mir all meine Erinnerungen und alles im Unterbewußten verwurzelte wie hünengleiche Fabelwesen mit Rat und Tat aus Stärke und Zauber zur Seite. Hier regnete es süßes Lob, und manch bitterer Tadel brach hier wie ein Wolkenbruch aus heiterm Himmel über mich herein, und doch war es niemals ein zerstörerisches, sondern stets ein laues wärmendes Wasser, das an mir herabfloß und meinen Lebensbaum zu nähren und zu stärken beabsichtigte. Steter Niesel, niemals Hagel.

Manches Schauspiel nahm hier seinen Auftakt, manche Komödie erwies sich als Drama, Tragödien als Lokalposse, aber ein jedes für sich als Lehrstück und manche textbedürftige Szene wurde hier wortlos zu Ende gespielt, weil die Pantomime weitaus mehr zu sagen vermochte.

All dies war Welt und Heimat. All dies war ich.
Jeglicher Untergang dieser Welt der Materie, jedes Verlorengehen
dieses Horstes aus allem, was über das Greif- und Begreifbare
hinausgeht, hätte dieses Ich mit sich verschlungen und in die tristen
Gründe eines zwar frischen, jedoch weitaus ärmeren Lebens
hinabgerissen.

SIEBTES KAPITEL

Marike, Deine geschwungene Schrift, mit der Du unser Leben schönschriebst – auf Zetteln, die ich über Jahre hinweg sammelte und von denen mir nur jener blieb, der nun, während ich diese Zeilen schreibe, zu meiner Linken liegt. Ein stockfleckiger Schatz. Er verrät, daß Du an diesem Freitag, wie an jedem zweiten Freitag, auf dem Weg zu Briesemeister warst, um einen „Braten mit Daumen“ zu holen. Briesemeister wog alles „mit Daumen“, den er für seine Kundschaft unsichtbar zwischen Waagschale und Fleisch schob und sich mit der Geschicklichkeit eines Taschendiebs und sanftem Druck zu ansehnlichem Wohlstand manipulierte. Dieser Zettel – mein Erbe und letzter Zeuge meiner Tat, verschwiegener Komplize, der mich auf der Flucht begleitete und nun auf diesem Weg zurück in jene Jahre – und wieder sehe ich Dich nur vor meinem inneren Auge...

Marike war eine warmherzige und gutmütige Magd, spürbar dünnhäutig und belegt vom Fluche einer zeitweise unstillbaren, beugenden Schwermut; an Jahren und Erfahrungen bedachter als ich, allerdings war sie mir so nahe, so vertraut und so sehr von mir geliebt - alles, was zwischen uns zu stehen schien, wurde vom Tuch der Sympathie von beiden Seiten bedeckt gehalten. Marike war zweifellos eine gestandene Frau und dennoch so herzlich kindlich naiv. Sie sah alles um sich herum mit anderen Augen, ähnlich denen eines Kindes; sie sah es allemal anders als die meisten von uns, sie sah vieles bunter und prächtiger, doch allesamt freundlicher als es tatsächlich war.

Ihre Welt schien meiner Dichterwelt in vielem ähnlich. Jedoch hätte man Marike niemals weltfremd nennen können, dazu stand sie mit beiden Beinen zu fest im Leben; einem Leben, das für viele keines gewesen wäre, diesen Namen im Grunde hätte nicht tragen dürfen. Marike war, trotz aller Klugheit, leichtgläubig gegen jeden, der studiert hatte oder es zumindest verstand, sich so zu geben. Sie verehrte alles Gescheite und Gelehrte, und zeigte selbst, wenn man ihr die Gelegenheit einräumte, großes Interesse an allem, was über ihr engeres Umfeld hinausging. Doch auch wenn sie klug war, war sie gleichermaßen dumm und einfältig genug, alles, was jene für bewiesen und belegt hielten, für wahr und bare Münze verkauften, ungeprüft für rechtens und richtig zu halten.

Marike setzte Bildung mit Moral und Ehrlichkeit gleich und verstand nicht, warum gescheite – und daher über alles Primitive wie Lügen erhabene Menschen - ihr Ansehen mit Falschheit gefährden sollten. Sie fand keinen Grund, daß jene ihr Wissen, ihre Menschenkenntnis (und damit ihre Allmacht) gegen ihre Mitmenschen richten sollten; sie begriff nicht, wie gefährlich es sein kann, mehr zu wissen als andere und wie sehr das Böse lockt, wenn man sich sicher und undurchschaubar fühlen kann, weil es den Nächsten eben am Nötigen fehlt, falsche Spiele als solche zu enttarnen.

Mir ging es damals ebenso. Auch mir war es eine unbezifferte Zeit lang ein Rätsel, wieviel Macht gebilligte Dummheit, absichtslose Unwissenheit und blinde Leichtgläubigkeit dem Wissenden, der sich seines Wissens und des Unwissens seiner Mitmenschen gewahr ist, einzuräumen vermag.

Ihr Oheim, der Arzt Dr. Dankwart van Gracht, besaß einige Morgen Land am südöstlichen Hang des Kains, nebst angeschlossener Koppel und Reitstall mit edlen Rappen und Stuten, einem stattlichen Fuhrpark sowie einem Haus, das sich nach der Fertigstellung eines gewaltigen Anbaus, an dem zu jener Zeit auch mein Vater beteiligt war, in einen kleinen Palast, ja eine Festung verwandeln sollte.

Über das Innere des Hauses wurde alleweil viel spekuliert, selbst Marike wußte darüber wenig zu berichten. So entstanden etliche Rätsel, Gerüchte und manche Legende. Man munkelte, dort gäbe es Räume, die Bibliotheken glichen oder gar Thronsälen. Andere Behauptungen gingen dahin, van Gracht habe das ganze Haus Stück für Stück zu einem einzigen Laboratorium umgestaltet. Dies war wiederum keinesfalls abwegig oder einfältig, immerhin genoß van Gracht einen außerordentlich guten Ruf und hohes Ansehen in diversen wissenschaftlichen Fachkreisen, namentlich denen der Pathologie und der Rechtsmedizin.

Einige meiner Kameraden verarbeiteten jenen blickdichten Stoff zu abenteuerlichen Gruselgeschichten von schwarzen Männern, Moorleichen, Mördern, Vampiren, sonstigen Untoten und anderen finstren Gesellen.

Gestützt und gefördert wurden all diese Vermutungen vom sonderbaren Verhalten van Grachts, der selbst während des Umbaus keinem der Handwerker, so auch nicht meinem Vater, Zutritt zu seinen Wohn- und Arbeitsräumen gewährte, was deren Verrichtungen überaus erschwerte und die Kosten hierfür mehr und mehr in die Höhe trieb, was van Gracht mit kühler Gelassenheit

hinnahm. Der einzige Mensch, der neben dem einsiedlerischen Mediziner regelmäßig diese Festung betrat, war Werner Hintritt, Hagens Vater, und niemand im Ort wußte sich einen rechten Reim darauf zu machen, warum sich van Gracht gerade diese alte Schnapsdrossel ins Haus holte.

Selbst Hagen fand hierfür keine plausible Erklärung, von mir ganz zu schweigen, denn es interessierte mich eigentlich auch gar nicht. Es ging mir (dem Himmel sei's geklagt!) am unteren Rückenabau vorbei.

In mancher Runde wurde, gerade weil die Bauarbeiten immer umfangreicher und kostspieliger wurden, das Vermögen des Arztes geschätzt, und diese Schätzungen umfaßten eine Spanne vom durchaus Realistischen, bis hin zum Phantastischen. Van Gracht verzichtete, wie es stets seine Art war, auf jede Aufklärung und Berichtigung und lebte sein geheimnisumwittertes Leben unbedarft fort.

Marike gehörte nichts von all seinen mutmaßlich beträchtlichen Gütern, denn all dies, so war es von van Gracht stadtbekannt testamentarisch festgelegt, sollte erst nach seinem „natürlichem Tode“ in ihren Besitz übergehen. Bis zu jenem Tage sollte Marike, so war es weiter verfügt, „ihr Brot selbst verdienen und nicht von fremden Ruhme zehren“. Marike hätte ebenfalls alle Anrechte auf ihr Erbe eingeübt, wenn sie sich vor van Grachts Hinscheiden vermählt oder gar Mutter geworden wäre. Van Gracht selbst war zeitlebens Junggeselle und daher kinderlos geblieben. Und dies war gut so! Er haßte Kinder und wir Kinder haßten ihn. Van Gracht war einer jener Ärzte, die ihre Rechnungen künstlich in die Höhe schrauben, wenn diese aus der Behandlung von Kindern resultierten. Er teilte ohnehin nicht gern und sah es schon gar nicht ein, „Bälgern und Rotzlöffeln alles in den Rachen zu werfen.“ Sein Geiz machte, wie erwähnt, auch nicht vor Marike halt, und so schuftete sie für mitunter erbärmliche Hungerlöhne, zum Teil in mehreren Häusern gleichzeitig, obwohl van Gracht zehn Mädchen von Marikes Sorte hätte miternähren können.

Van Gracht gelang es seit Jahren vorzüglich, seinen Ruf als praktizierender Humanmediziner mit allerlei Kurpfuscherei zu ruinieren, und er wurde infolgedessen, auch von seinem Gestüt hergeleitet, in allen Gesprächen unter den Handwerkern und Bauern zum Pferdedoktor degradiert. Allerdings war er der einzige Arzt weit und breit, und so wurde der Weg zu ihm für die Leidenden meist zu

einem Gang nach Canossa. Dr. Dankwart van Gracht hätte auf deren Besuche auch getrost verzichten können, denn seine Praxis war weniger ein Hort der Kranken, sondern mehr ein Wallfahrtsort für die voyeuristisch veranlagten, exhibitionistischen Klunkertanten und gutbetuchten, hypochondrischen Neureichen vom Süd- und Osthang, die dem alternden Charmebolzen zu Dutzenden verfallen waren und den lieben langen Tag nichts Besseres zu tun hatten, als in akribischer Regelmäßigkeit ihre fetten, goldbehangenen Leiber dessen tattrigen Griffeln wie Wildschweine auf einem Silbertablett zu reichen. Fürwahr, darauf verstand er sich.

Marikes Oheim praktizierte seit seiner Approbation in Fürstweil, und hätte es seine reichen Gönnerinnen nicht gegeben, wäre er uns sicherlich irgendwann entflohen, zumal die meisten von uns Provinzlern nur so vor Gesundheit strotzten und er sich letztlich eine anfälliger Klientel hätte suchen müssen. Wahrscheinlich hätte ich dann wohl niemals Marike kennengelernt und diese Geschichte bliebe ungeschrieben.

Marike wurde bereits in ihren frühen Jahren vom Schicksal arg geschlagen...

Irgendwann, unweit vor meiner eigenen Zeugung, stellte das Leben das junge Mädchen auf eine harte Probe:

Zu dieser Zeit bandelte ein Zimmermannsgesell, der auf Wanderschaft war und einige Tage bei meinem Vater in Lohn und Brot stand, mit der gutgläubigen Marike an. Es muß eine kurze Liaison und seitens des Handwerkers nur triebhaftes, körperliches Verlangen und kühle Berechnung gewesen sein. Denn es hieß, hieraus sei ein Kind entstanden, das niemals das Licht der Welt erblickte, es verstarb bei der Geburt. Der Gesell ward seit der Zeugung nimmer gesehen.

Marike wehrte alles dorthin Ergründende eisern ab und ließ alle Fragen schweigend offen. Auch ging sie niemals wieder eine Beziehung ein, obwohl es nimmer an Verehrern und Angeboten fehlte. Eines verdankte sie dem Verlust ihres Kindes jedoch, ein sicheres Erbe, wenn ihr Oheim dereinst versterben würde. Doch für ein leibliches Kind hätte sie ihre Seele verpfändet.

Allerdings war ich mir schon damals sicher, van Gracht hätte Himmel und namentlich die Hölle in Bewegung zu setzen verstanden, um dies zu verhindern.

ACHTES KAPITEL

Nachdem ich mir nun mit allem, was auch nur im Ansatz an Seife erinnerte, die Hände wundgewaschen hatte, um mich der letzten Unreinheiten meines Sturzes zu entledigen, ging ich daran, das Haus buchstäblich auf dem Kopf zu stellen. Ich war allein und hatte Zugang zu allen Räumen und Kammern, so auch zu Vaters Arbeitszimmer, das ich nicht einmal in seiner Gegenwart betreten durfte, ohne zuvor eine Erlaubnis einzuholen. Zwar war die Tür verschlossen, doch war es für mich ein leichtes, diese Klippe zu überwinden. Die Türschlösser im ganzen Hause ähnelten wie ein Fürstweiler dem anderen. Meinem Vater schien dies nicht bewußt gewesen zu sein – oder er unterschätzte meine kindliche Neugier und Kombinationsfähigkeit.

Dieses Arbeitszimmer!, ja, das gleich rechts neben der Eingangspforte zu finden war, faszinierte mich seit jeher. Es war unerforschtes Land, das ich in unserem Haus, welches ich ansonsten wie meine Westentasche kannte, immer wieder neu entdeckte. Der kleine dunkle Sekretär stand dort links an der Wand, versteckt unter dicken Ordnern und Papieren, die aufgetürmt darauf und zu beiden Seiten lagen, darüber auf einem mickrigen Bord einige Briefumschläge und Bögen Papier, letztlich zwei schwere, eingebundene Geschäftsbücher, welche die wenigen bezahlten Rechnungen unseres Sägewerks der vergangenen Jahre zusammenhielten.

Das Fenster lag gegenüber der Tür und ließ nur wenig Licht in den winzigen Raum, und dieser jämmerliche Schein wurde fast gänzlich von der haselnußbraunen Tapete, die beharrlich jeder Mode trotzte, und den dunkelblauen Vorhängen verschlungen. Davor stand gelangweilt ein winziges dreibeiniges Tischlein, das unschuldig tat und dennoch das allerletzte Licht verschluckte, welches den Weg durch die blitzsauberen Scheiben gefunden hatte. Auf jenem Dreibein war stets dasselbe gehäkelte Deckchen und gerade in der Frühlings- und Sommerzeit ein süß duftender Blumenstrauß anzutreffen, der in einer viel zu niedrigen und dickbauchigen, doch dünnwandigen blauen Amphore steckte und ganz verloren in der Einöde jenes Zimmers wirkte. Man durfte sich diesem Ensemble nicht nähern, ohne größte Vorsicht walten zu lassen, denn jeder unbedachte Schritt auf den maroden Dielen gefährdete seinen Fortbestand und hätte dies überladene Kunstwerk zum Einsturz gebracht. Mein Vater ließ

Reparaturen im Hause zeitlebens schleifen; weitaus wichtiger und dringlicher war ihm, diese handwerklichen Griffe in begüterten Häusern und herrschaftlichen Villen wie der Dr. van Grachts zu verrichten, wobei er diese gegen ein lächerliches Entgelt stiftete, mit welchem er uns ein bescheidenes Leben ermöglichte.

An jenem Tage war mein Stöbern in jenem Zimmer nur von kurzer Dauer und nur einem einzigen Zwecke dienlich: Ich benötigte einige der besagten Bögen Papier, die auf dem Borde lagen.

Der fünfte Blutsbrüderstag, den Hagen und ich bald begehen wollten, näherte sich schnell und mahnend, denn ich hatte mir in diesem Jahr vorgenommen, Hagen, neben der traditionellen Schwurerneuerung, etwas Zusätzliches, ganz Persönliches und vor allem Handfestes zu schenken, allerdings wurde die Umsetzung meines Vorhabens ebenso immer wieder verlegt und vernachlässigt, wie die väterlichen Ausbesserungen am Hause.

Es scheint, als sei das Aufschieben von sichtlich Unaufschiebbarem in den weidnerschen Genen fest verankert. Auch ich ertappe mich, aller Kritik an solchem Verhalten unzugänglich, oftmals dabei, Nötiges auf die lange Bank zu schieben, und ich tue es gern und mit aller Inbrunst, denn all diese augenscheinlich notwendigen Übel reduzieren sich meist, im rechten Lichte betrachtet, nur noch auf das Übel.

Seit Wochen schrieb ich an einem Gedicht für Hagen, ich glaube, einem der persönlichsten und schönsten Geschenke, die man jemandem bereiten kann.

Die gestohlenen Blätter sollten mir helfen, es in eine festliche Form zu bringen, und dies obwohl ich noch nicht einmal wußte, in welchen Winkel meines Ichs mich meine 29 treuen und geliebten Paten, ohne die ein Dichter nicht sein kann, mich treiben würden.

Der Papierverschleiß nahm in jenen Wochen stets und ständig zu, und mein Vater verdächtigte schon Marike, sie habe sich das eine oder andere Blatt zu Eigen gemacht, was er bald als abwegig abtat, denn Marikes Zettel stammten meist aus anderen Quellen. Letzten Endes schrieb er die Verluste seiner Schusseligkeit zu und vergaß sie aufgrund derer alsbald.

Ich verwischte alle Spuren, zog mich in meine Kammer zurück und rang nach Worten, Silben, Buchstaben. Ich mußte endlich etwas Wahres und Großes auf das Papier bannen, doch je mehr sich in mir kämpfend regte, desto gelähmter wurde ich. Von allen recht brauchbaren Wendungen, die ich bisher verfaßt hatte, schien mir

keine geeignet, das linke Eckstück in jenem Mosaik zu sein; eben jenes Teilchen, das mir die Zusammensetzung so ungeheuer erleichtern könnte. Ich setzte jede Zeile, jedes Wort an jene Stelle des Blattes und verwarf dies Bild erneut. Ich fühlte, es fehlte nur ein Funke, um das Feuer zu entfachen, doch ich kam mir eher vor, als säße ich auf einer Eisscholle und trieb wortlos, starr und frierend im finstren Spiegel meiner suchenden Dichterseele. Und siehe!, ich fiel ins Wasser, ich trieb nicht mehr, ertrank nicht, ich spürte mich und schwamm...

In der Niederung der Klage,
Im Tal des kargen Scheins,
Verbracht' ich manche Tage
Im Schatten meines Seins.

Dürstend nach dem Funken,
Der mir Erleuchtung bringt,
Der mich so oft gewunken
Und mich noch immer winkt.

Winkte meist an mir vorbei
Und verschmähte meisterlich
Nüchtern meine Schreiberei,
Die der Leere in mir glich.

Doch wie hier zu sehen sei,
Galt mir manches Flimmern,
Und es läßt auch nebenbei
Dieses Verslein schimmern.

Das Eis war gebrochen, die See wieder warm und vertraut.
Ein Gedicht!
Ein recht gutes, wie ich fand.
Alles in wochenlanger Kleinarbeit erkämpfte war hierfür unnötig
geworden, keine Zeile stammte aus jenen Vorläufern. Meine
Euphorie war grenzenlos; ich war einmal mehr so nah dran, so nah
an mir.
Und so fern von meinem Geschenk für Hagen!
Nein, bei aller Freude, so ging es nicht!
Ich konnte Hagen doch kein Gedicht über den Schaffensprozeß eines

Gedichtes schenken. Das wäre ja gewesen, als würde man jemandem, dem man ein Denkmal errichten wollte, einen Felsblock und eine Skizze vor die Füße werfen.

Ich war zwar um ein Gedicht reicher und ebenso arm wie zuvor. Und auch wenn es mir gefiel, gut und gelungen war, so war es fern von dem, was ich am Quell meines Schreibflusses erahnte. Solche Zeilen, für die mancher Dichter sein Leben geopfert hätte, fanden im späteren immer wieder und öfter zu mir. Verse, die einem Dichter einfach begegnen, ja geschehen, die man wie eine aufrichtige Liebe nicht suchen – nur finden kann. Reime, bei denen, so man dennoch auf die Suche nach ihnen geht, alles Handwerk, mag man es noch so sehr beherrschen, versagt und unnötig ist. Jene Gedichte bringen ihre Perfektion, ihr Göttliches mit sich und benutzen den Schreiber scheinbar nur als Medium, sie lassen ihn warten und sehnen, verzweifeln und zürnen – bis zu jener heiligen, wundersamen Stunde, in der sie dem Dichter durch ein für ihn undurchschreitbares Tor entgegentreten, ihm all ihr Schönes leihen und alsbald entschwinden.

NEUNTES KAPITEL

Ein kleiner Zitronenfalter, der sich durchs geöffnete Fenster in meine Kammer verirrt hatte, riß mich aus meinem Eifer, und ich war ihm dankbar dafür, er war eine willkommene farbige Abwechslung nach all dem trostlosen Anblick weißer Blätter.

Ich hatte irgendwann, es mag um meinen zwölften Geburtstag gewesen sein, einsichtig gelernt, mich solchen Geschenken hinzugeben, sie entspannt zurückgelehnt und gleichermaßen staunend zu genießen. Der einstige Drang des Berührenwollens, Einfangens oder Zerstückelns jener flatternden Gesellen war mir fremd geworden und nur noch in den fernen Erinnerungen an längst vergangene Kindertage ein unleugbares, trauriges Kapitel meines Lebens und Zeugnis kindlichen Forscherdrangs.

Kaum war der ruhelose Gast nach einigem irrenden Kreisen wieder im Freien verschwunden, flog auch schon der nächste Besucher zu mir herein, diesmal war es jedoch ein professionell gefalteter Papierflieger, auf dem in großen Lettern rechts die Aufschrift KALLIOPE geschrieben stand.

Es gab nur einen einzigen Menschen in Fürstweil, der solche flugtüchtigen Segler basteln konnte, und nur einen, dem dieser gekrakelte Schriftzug entstammen konnte. Hagen!

Ein rascher Blick aus dem Fenster sollte mir sogleich meinen Verdacht bestätigen. Es war Hagen, der in gewohnt lässiger Manier, breitbeinig und mit vertaschten Händen neben der hohlen, kränkelnden Kastanie vor unserem Hause stand und zu mir hinaufblickte.

„Siehe da, der Herr Dichter sperrt heut all Fenster weit auf, in der Hoffnung, eine Muse komme geflogen, ihn küssend zu beflügeln.“

„Grüß dich, Hagen! Hast Recht, eine Muse könnt ich wohl gebrauchen. Ich probier schon eine ganze Weile, nur gelingen will's nicht so passend.“

„Was gelingt dem Herrn der Worte denn nicht? Das Schreiben? Hast wohl in der Schule wieder geträumt? Soll ich nach der Krähe eilen?“ lachte mir der Unverständige schallend entgegen.

„Laß gut sein, mein Bester!“, versuchte ich seinen weiteren Spott zu hemmen. „Sollt mir was Gutes gelingen, so würde die Krähe sicher behaupten, sie sei dessen wahrer Verfasser. Ich denk, gerade dich muß ich nicht darauf hinweisen, wie gern sie sich mit fremden Federn schmückt. Außerdem wüßt ich ja ungefähr, was ich sagen will,

aber die rechten Worte fehlen mir. Der Inhalt ist's, der's mir so schwer macht.“

„Helfen kann ich dir da leider nicht. Weißt ja, ich stell mich immer so dumm mit dem Dichten an, wie du heut! Hast dir halt 'nen Virus eingefangen mit dem Schreiben, und jetzt leidest.“

„Nein, nein! Es bereitet sonst schon arg viel Freud, aber es kann eben nicht allezeit alles leicht von der Hand gehen. Dir gelingen solche Flieger sicher auch nicht immer–“

„Das meinst du!“ fiel mir Hagen ins Wort und plusterte sich sogleich brüstend auf, was ihn noch erwachsener und erhabener erscheinen ließ.

Irgendwann, nachdem die ersten ernsthaften Gedanken in uns aufstiegen waren, hatten Hagen und ich begonnen, uns unserem Alter ungemäß förmlich und mittels augenscheinlich affektierter Tiefe zu unterhalten, was hier vielleicht nur erahnbar sein mag. Diese Tiefe unterschied unsere Gespräche weit von den infantilen unserer Kameraden und trug uns (dennoch und gerade deshalb) wenig Beachtung und Bewunderung, vielmehr spottendes Unverständnis zu. Es war nicht nur der durchweg ruhige Ton, der unsere Kommunikation vom Geschrei der anderen abhob. Wahrlich, der eigentliche Kontrast lag in der engagierten, sachlichen Behandlung unserer Themen, die uns ein wahres Anliegen war und einzig in unseren Augen allmählich strafend ihren Siegeszug über jene oberflächlichen, teils egoistischen Schwafeleien antraten, denen wir auch einstmaligen großen Wert beimaßen und die nun mehr und mehr zwischen uns verschwanden.

Es gab für uns bereits in frühester Jugend Wichtigeres als Räuber-, Gendarm- und Indianerspiele, Zinnsoldaten und Dämme in Bäche zu bauen. Es gab andere Prioritäten, als Äpfel aus fremden Gärten zu stehlen, als Hänseleien von spielenden Mädchen und jüngeren Buben, das Werfen von Steinen und Stöcken auf streunende Katzen und heftige Streiche an klapprigen, senilen Großeltern, selbstbeweihräuchernden, falschspielenden Pfaffen und an nach Strenge riechenden Nonnen. Es gab mehr und Bedeutenderes als triebhaftes Zerstückeln von Fröschen und eben unverhältnismäßiges Treibjagen von Schmetterlingen und Eidechsen. Mehr und mehr. Weder der fette, sommersprossige Sohn des Metzgers, noch der korrumpierende, leidlich intelligente Sohn des Bürgermeisters schienen uns geeignet, sie in unseren Kreis der Denkenden und Wissenden einzuführen. Warum hätten wir unsere erworbenen

Einsichten auch mit diesen Taugenichtsen teilen sollen? Verständnis setzte für uns kompromisslos eigenes Interesse und inneres, unbändiges Feuer für unsere Belange, die im Grunde die Angelegenheiten aller waren, voraus. Dies befanden wir bei unseren Zeitgenossen allerdings, ebenfalls nach ausführlichen Diskussionen, für zu unterentwickelt. Dabei übersahen wir großzügig, daß kein einziger von ihnen auch nur einen Pfifferling gezahlt hätte, um sich uns anschließen zu dürfen. Mit der Zeit grenzten wir uns aufgrund all dessen zunehmend von allen Andersdenkenden ab und formten uns schlußendlich zu jenen Außenseitern, für die wir uns schon immer hielten. Viele unserer Kameraden verstanden nichts von dem, was wir besprachen, und wenn, dann beurteilten sie das Besprochene meist als nicht lohnenswert diskutabel. Vielleicht verstanden wir es damals selber nicht. Ich glaube, manche Wendungen wurden von uns künstlich verkompliziert und schlicht undurchschaubar zusammengeschustert. Auch für uns. Vielleicht hätten wir durch simplere Darstellungen diesen oder jenen bereichernden Mitstreiter gewonnen.

Vieles, was wir von uns gaben, an dem wir uns heiser redeten, das wir zerdachten und zerschwiegen, begriff ich erst nach Jahren vollkommen. Für viele unserer Gedanken waren wir nicht reif. Sie waren zwar fähig und bestimmt, dereinst in uns zu verwurzeln. Jedoch keimten sie erst auf, und wären nicht imstande gewesen, etwas Rechtes und Eigenständiges zu sein. Noch taumelten sie schläfrig und drangen nur unfertig und unverständlich dumpf in Bruchstücken nach außen. Weit später, als sie von Erlebnissen, Erkenntnissen, vom Leben und Leiden völlig wachgerüttelt wurden, gereift und gediehen waren, behauten sie mich unfertige Block und befreiten jenen starken Baum, der sich damals noch unter dem Ballast des Heranwachsens verbarg.

Unwiderruflich waren wir es, die sich da unterhielten. Zwei Denker, zwei fast Erwachsene. Zwei, die sich zumindest diesen beiden zwielichtigen Gruppen zugehörig glaubten, und sich vielleicht, gerade dieser blinden Anbetung wegen, kindischer aufführten als die kindlichsten Gleichaltrigen.

Unsere hochgestochene Sprache, der mir heut zuwidere, affektierte Dialekt wurde aber meist dann abgelegt, wenn es über sehr persönliche Belange zu sprechen galt, wenn Herz und Seele unsere Köpfe und Zungen bezwangen, wie an jenem Tage...

Hagen stand inzwischen eine ganze Weile unter meinem Fenster, und

anstatt auf das Naheliegenste einzugehen, ihn endlich zu mir hinauf zu bitten, unterhielten wir mit unserem Gespräch wohl die gesamte Nachbarschaft. Es handelte hauptsächlich von der vergangenen Schulwoche, die Hagen verpaßt hatte, und dessen versoffenem Vater, dem er dies alles unwillentlich verdankte.

Plötzlich entdeckte ich Marike, die, zwei volle Körbe tragend, unsere schmale Gasse hinan und unserem Hause näher kam. Und als sie stumm sinnend mit gesenktem Haupt und blassem Gesicht an Hagen vorbeischnitt, konnte es der stattliche Jüngling sich nicht unterdrücken, sie mit einem flotten Spruch der offenbaren Nachdenklichkeit entreißen zu wollen:

„Für Marike mit den Körben,
würd' mancher Ritter stöbren.“

Marike blieb stehen, wandte sich ihm zu, presste die Fäuste an ihre Hüfte und konterte lächelnd und leicht herabschauend ebenfalls mit einem kleinen Vers, der ihr allerdings besser gelang, als ihrem Vorredner der seine:

„Die Körbe, hier mein Herr,
sind mir schon lang zu schwer.
Und deshalb, werd ich's wagen,
euch zu bitten, sie zu tragen.“

Mit einer entschlossenen Bewegung ging Marike in die Knie und stellte die Körbe links und rechts zu Hagens staubgesäumten Schuhen, drehte sich alsdann um und wie ein Backfisch kichernd eilig ins Haus.

Hagen hatte sichtlich nicht mit einer solchen Retourkutsche gerechnet und stand einen Augenblick regungslos mit offenem Munde mittig der beiden Körbe.

Ich konnte allerdings vor Lachen nicht mehr an mich halten. Es platzte geradezu aus mir heraus:

„Ich glaub, der Dichtervirus ist ziemlich ansteckend und überaus gefährlich. Du hast ja zwei riesige Beulen an den Füßen!“

Mein Freund hingegen ergriff mit ernster Miene wortlos die schweren, überladenen Körbe und folgte der Marike betreten wie ein begossener Esel ins Haus.

Fürwahr, dies Bild, das sich mir damals bot, trug seine eigene, unvergleichlich komische Sprache, die mich bis heute amüsiert und doch gerade in jenem Vergleich etwas Bitteres hat. Hagen belustigte diese Szene eher weniger, und immer, wenn ich ihn später damit aufzuziehen versuchte, verzog sich sein Mund einzig im linken

Winkel zu einem abfälligen, erzwungen Grinsen, wobei er genervt und vorwurfsvoll auf mich niederblickte.

Ich sprang auf und lief den beiden stürmisch entgegen, und während Marike alles Gekaufte in der fast leeren Speisekammer zu verstauen begann, saßen Hagen und ich wie gebannt am Küchentisch und konnten unsere Blicke kaum von ihr abwenden.

Auf einmal holte Marike einen behutsam gekniffenen, lindgrünen Umschlag aus einem der Körbe und kurz darauf einen Schlüssel aus glänzendem Messing, dessen feingeschwungene Bartform mir sehr vertraut war.

„Wenn ihr beide so gar nichts zu tun habt“, fuhr sie uns unvermittelt an, „dann könnt ihr mir auch ebenso gut zur Hand gehen. Bringt den Brief hier ins Arbeitszimmer, wer zuerst zurück ist, bekommt von mir was Süßes.“

„Zuckermöhren?“

„Wer zuerst zurück ist!“

Hagen griff hastig nach dem Schlüssel, mich ließ er berechnend den Umschlag erbeuten.

An der Tür mußten wir unseren Wettlauf kurz unterbrechen, um sie von Hagen öffnen zu lassen. Ich spurtete gen Blumentischlein, Hagen wiederum blieb an der Tür stehen und sperrte sie sogleich, noch bevor meine Schritte den Frühlingsstrauß erreichten, hinter meinem Rücken zu. Ich schleuderte den Umschlag auf den Tisch, hetzte zur Tür, drückte und zog verzweifelt an der Klinke, und sah mich überlistet. Diese Runde ging an Hagen. Und dies sogar im vielfachen Sinne, denn als ich die Dielen des Zimmers mit meinen eiligen Sprüngen zum Beben brachte, fiel ihnen die bauchige Vase zum Opfer – und mit ihr der Brief. Das Blumenwasser ergoß sich in Windeseile über das Häkeldeckchen und den lindgrünen Umschlag, und vernichtete in einer einzigen Sekunde alle Aussichten auf in Zucker getunkte Möhren und ein friedvolles Wochenende. Als ich versuchte, mit meinen Hemdsärmeln den Wasserschaden einzudämmen, sah ich bereits ein weiteres und viel bedrohlicheres Unheil auf mich niederfahren: den Zorn meines Vaters. Er stand nur wenige Meter vom Fenster entfernt und stritt heftig mit dem alten Hintritt, welcher an der großen Kastanie lehnte, aufgebracht gestikulierte und offensichtlich schon wieder einige Schnäpse intus hatte.

Chaos. Ich war im Arbeitszimmer, in dem mich mein Vater niemals erwischen durfte, und ich hatte die Vase, sowie diesen verdammten

Umschlag auf dem Gewissen. Jähe Panik schoß in mir hoch und spielte ein grauenhaftes Spiel mit mir. Die schrecklichsten Bilder von Ausstoßung und Züchtigung, namentlich von heißen Bädern, spulte sie in mir ab. Ich hämmerte, lauthals schreiend, wie wildgeworden gegen die Tür:

„Laßt mich endlich hier raus! Hilfe! Hagen, laß mich raus! Marike, Hagen, helft mir! Laßt mich raus! So laßt mich doch raus! Bitte! Bitte!“

Es kam mir wie eine Ewigkeit vor bis Marike endlich die Tür öffnete. Ich starrte ihr flehend und verzweifelt mit glasig wässrigen Augen in ihre verwunderten Züge.

„Was hast denn? Warum schreist denn wie am Spieß? Bloß weil dich Hagen ausgetrickst hat? Das ist doch halb so –“

„Nein! Es ist- Der Vater- die Vase- der Brief!“

Ich ließ Marike erschrocken stehen und rannte auf mein Zimmer, als ob von diesem Lauf mein Leben abhing, und so kam es mir in diesem Moment auch vor. Endlich angekommen, warf ich mich bitterlich weinend auf mein Bett und vergrub mein glühendes Haupt im kühlenden, frischbezogenen Kissen.

Es war sicherlich eine halbe Stunde vergangen, als sich Hagen unbemerkt zu mir in die Kammer schlich und sich zu mir aufs Bett setzte. Er sagte nichts und begann, mir sanft und tröstend übers wellende hellblonde Haar zu streichen. Erst jetzt bemerkte ich seine Gegenwart. Ich stellte mich schlafend. Es wollte mir nicht gelingen, das tränenüberströmte Gesicht meinem Peiniger entgegenzurichten. Beinahe völlig besänftigt schlief ich bald tatsächlich unter diesen Zärtlichkeiten ein, und als ich am späten Nachmittag erwachte, fand ich mich, vor ihm liegend, in seinen Armen wieder. Es schien, er hatte mich die ganze Zeit über gestreichelt und tat es noch immer.

„Es tut mir leid, kleiner Dichter. Es tut mir leid“, hauchte er mir ins Ohr und küsste mich entschuldigend auf die Stirn.

Ich vermochte nicht, ihm noch Böses nachzutragen, fühlte mich hierfür viel zu geborgen. So wälzte ich mich freudig zu ihm, gab ihm ebenfalls einen reinigenden Kuß auf die Stirn und lächelte ihn Verzeihen nickend an. Er verstand diese Geste und antwortete mit einem strahlenden, zufriedenen Lächeln. Glückvoll legte ich meinen rechten Arm um die Taille meines zurückgewonnenen Freundes, zog mich näher zu ihm heran, schmiegte mein Haupt an seine starke Brust und sank nochmals ins Land der Träume.

Als ich abermals nach einiger Zeit erwachte, lag ich allein auf meinem

Bett. Es war der Ruf meines Vaters, der vom Untergeschoß zu mir emporschallte und mich zum Abendessen befahl. Nun sah ich meine Stunde schlagen.

Ich richtete meine Kleidung, fuhr mir ordnend durchs zerzauste, widerspenstige Haar und stieg zitternd, aber dennoch aufrecht, hinab in die Höhle des Löwen, der mein Vater war.

In der Küche saß er bereits mit Marike und sogar Hagen friedlich beisammen zu Tisch, man wartete offensichtlich nur auf mich. Gewitterwolken zogen auf.

Mein Vater verlor zunächst kein Wort über das Durcheinander in seinem Zimmer, doch als ich mich beinah schon in Sicherheit wähnte, lenkte er das Gespräch auf eben jene Verkettung unglücklicher Umstände, die mein Aufenthalt in seinem Zimmer zur Folge hatte.

„Familie, und das seid ihr für mich mehr als ihr euch vorstellen könnt, heut sitzt jemand in eurer Mitte, der eigentlich ein Strafbad verdient hätte.“

Ich schluckte und fiel ihm schuldbewußt und gleichzeitig abstreitend ins Wort, wobei mir sogar der oft geübte Genitiv nicht über die Zunge kam:

„Aber Marike hatte doch, wegen dem Brief-“

„Keine Angst, Hannes! Nur nichts überstürzen! Wir werden Marike schon nicht schwitzen lassen. Obwohl ich mich gern dazu bereiterklären würde“, fuhr er lustvoll schnalzend fort, „Marike hat schon fast zuviel Schweiß im Weidnerhaus lassen müssen. Ich bin es, den man baden sollte. Irgendwann mußte die Diele im Arbeitszimmer ja schließlich ihren Geist aufgeben, da kann Marike gar nichts für, sie wollt ja nur die Post ablegen. Das ist ihre Aufgabe, und sie ist ihr nachgegangen. Der Sündenbock dabei bin ich.“

Mein Vater legte seine zerschundene linke Hand in Marikes schmales Händchen und drückte dies zärtlich und fest. Marike wandte kurz ihren Blick vom Teller ab, schenkte Hagen ein gütiges Lächeln, und senkte sodann ihr Haupt erneut zur Suppe hinab. Erst jetzt verstand ich, was mein Vater zuvor meinte. Marike hatte ihn nicht von meinem Wettlauf mit Hagen unterrichtet und ebenso kein Wort über meine Ungeschicklichkeit verloren, sondern die alleinige Schuld auf sich geladen. Mein Vater hätte mir niemals so schnell verziehen wie er es nun bei ihr tat, und nimmer hätte er dem Übeltäter, Johannes Weidner, einsichtig Schuld abgenommen und damit sich selbst beladen. Bei Marike schien ihm dieser Großmut allerdings wenig

Überwindung zu kosten, und ihm federleicht und ehrlich über die Zunge zu kommen.

Ich weiß, Marike lag einiges daran, mich zu schützen, doch weitaus wichtiger war ihr Hagens Wohlergehen, der ebenso wie ich, wäre die Geschichte seines Streiches zu meinem Vater durchgedrungen, nicht ohne Schelte ins Wochenend gegangen wäre.

Das Leben hatte der jungen Marike mit Hagen einen Schützling zur Seite gestellt. Die dramatischen Geschehnisse einer einzigen unschuldigen Märznacht verschmolzen ihre Seelen aufs Innigste. Es war die Nacht, als Marike die Niederkunft ihres vaterverloren Kindes erwartete. Und es war ebenso die Nacht, in der bei Hagens Mutter, der jungvermählten Sophie, die Wehen begannen.

Und so geschah es...

Das Schicksal breitete behütend wie ein starker, junger Trieb des goldenen Frühlings über diese beiden zitternden Fackeln, namens Hagen und Marike, sein dichtes Blätterdach aus und sang in seinen Zweigen lindernde, gütige Weisen von neuem, liebevollen Verbund. In jener unsäglich langen Nacht des frischen Lenzmonds stürmte die kühle Glut des Todes auf ihr vereinsamtes Licht hernieder und schmiedete sie auf alle Zeit unlösbar aneinander. Hagen wurde in der frohen Stunde seiner Geburt die Mutter aus dem Leben geraubt.

Marike stahl die Dunkelheit ihr Kind.

Doch als die Sonne rot aus den leis wiegenden Feldern vor unserer Stadt zum verwitweten, leergeputzten Himmel hinaufstieg, wurde es auch im Leben der beiden Trauernden heller, reicher und tröstlicher. Der neue Morgen gebar Hagen eine Amme.

Marike nahm diese Fügung mit mütterlicher Sorgfalt und unendlicher Liebe dankbar und auf immer an, mehr und inniger als es vielleicht manch leibliche Mutter hätte tun können.

Marike hätte niemals an Hagen Verrat begangen, wäre er auch an allem Elend der Welt schuldig und ohne jede Reue gewesen, sie hätte ihn geliebt. Und dies, obwohl sie weder wahre Mutter, noch im Blute verwandt waren.

Allein die Liebe einer Frau, deren Mütterlichkeit Zenit ihrer selbst ist, vermag mitunter dicker als Blut zu sein. Denn Blut ist oft wie Wasser.

ZEHNTES KAPITEL

Nach dem Essen saßen wir noch recht lange beisammen, erzählten Geschichten und sprachen von diesem und jenem, meist belangloses Zeug.

Oftmals störte ich mich an solch primitiven Gesprächen und entsagte jeder Beteiligung, doch dieser herzlich harmonische Ausklang jenes wechselhaften Tages, die unverhofft selige Wärme des Abends, trug mich über alle Oberflächlichkeit hinfort.

Mein Vater hatte am Nachmittag mit dem alten Hintritt besprochen, daß Hagen bis zum nächsten Tag bei mir nächtigen durfte. Jedem war dabei klar, daß Hintritt wieder ein holdes, goldenes Weib erwartete, allerdings war mir dies aufrichtig gleichgültig, da ich hierdurch eine ganze Nacht meinen Freund an meiner Seite haben durfte.

Das Nachtlager, zwei alte löchrige Wolldecken auf einer ausgedienten, abgewetzten Matratze, aus der seitwärts schon die Holzwolle quoll, war schnell durch Vaters Hand errichtet.

Hagen und ich hatten beschlossen, wenn es das Wetter am nächsten Morgen zulassen würde, zum Bacchus, einem kaum bekannten, unscheinbaren Waldsee, weit vor den Toren unserer Stadt, zu wandern. Oft führten wir dort während der warmen Monate, fernab aller Zivilisation, an einen gewaltigen Findling gelehnt und von hundert hohen Tannen belauscht, ernste, anregende und spannende Dialoge über Dinge, die scheinbar nur uns bewegten.

Wie sehr liebte ich doch dieses aufrechterhaltende Land unserer Zweisamkeit. Wie sehr schätzte ich jede neue Erkenntnis durch stetes Insichgehen, das allzeit ein Aufeinanderzu versprach und eine immer wiederkehrende Sicherheit des einander Neu- und Näherkennnlernens gelobte.

Dieser kleine Flecken Erde war ein Fenster zur jeder denkbaren Welt. Dort begannen wir, die ersten Millimeter des Weges in uns selbst zu beschreiten, die schwersten Schritte zum längsten, verzweigtesten und gefahrvollsten Weg, den ein Mensch je und je zu gehen gezwungen ist, wenn er sich fest entschlossen hat, wirklich alles Erfassbare zu erfassen. Denn es ist unumgänglich (und dies gilt für jeden, der sich mit dem lobenswerten Anspruch trägt, die Schluchten und Höhen der äußeren Welt verstehen und erklären zu lernen), zuvor weit in sich selbst hinabzusteigen, furchtlos in der Talsohle der eigenen Abgründe zu stehen und sich derer bewußt zu werden, um

sich selber begreifen zu können oder dies zumindest versucht zu haben. Allein dies ist der Schlüssel zum Tor der äußeren Welt und Teil der Antwort aller Fragen. Nur wer die Laus versteht, kann sich getrost Vampiren stellen.

Unser Marsch sollte in aller Herrgottsfrühe beginnen, und so überließen wir Marike und meinen Vater ihrem für uns flachsinnigen Geschwafel, das nun in Grübeln und Schweigen mündete, und begaben uns auf meine Kammer.

Als wir bereits eine Weile still beieinander wachlagen und unsere Blicke andächtig dem lockenden, zunehmenden Hofmond und seinen funkelnden Brüdern entgegenliefen, begann Hagen unvermittelt, mir fast vergessene Zeilen anzustimmen. Ein Gedicht, das ich ihm irgendwann einmal zum Lesen gegeben hatte, und zu dem ich, da es eines meiner ersten poetischen Versuche war, nicht mehr so recht stehen wollte. Soweit es mir möglich ist, mich zu erinnern, war es mein frühestes Liebesgedicht, das zu einer Zeit entstand, in der mir die Liebe und innige Freundschaft noch Schönheit und Unverdorbenheit vorgaukelten. Damals bemängelte ich jedoch allein das mir schlecht erschienene Versmaß und die unvollkommene, zu banale Wortwahl. Doch diese eingebildete Krankheit wurde schon während der ersten Zeilen durch Hagens Vortrag geheilt. Niemals vorher hatte ich es so schön und treffend empfunden. Nie zuvor wurde es aus anderem Munde so sanft und ruhig gehaucht. Indes seine vertraute Stimme in mich floß, legte die blasse Sichel ihr ungewöhnlich bleiches Licht auf meinem Freunde nieder, der mir hierdurch, einen seltsamen Augenblick langt, kalkweiß, fremd und nicht mehr von dieser Welt erschien.

Das verschlossene Fenster brach durchs müde Holz den kühlen, matten Schein zu vier ungleichen Teilen, die, derart gespalten, meinen Kameraden furchteinflößend und gespenstisch kreuzigten. Die Krone der alten Kastanie stand starr, schwarz und weise; und schlief den verdienten Schlaf einer Sterbenden.

Jenes mystisch anmutende Bildnis, gepaart mit meinen Worten aus dem Munde des geliebten Freundes, ließ mir in dichten Schüben angstvolle Schauer über meinen jungen Körper laufen.

Wohlbehütet von den Sternen
Schlafe ich in Hoffnung ein,
Morgen kann's nur besser werden,
Schlimmer könnt es nimmer sein.

Alle Ängste langer Tage,
Jegliche Traum und Illusion,
Stelle ich nicht mehr in Frage,
Schlaf ist mein gerechter Lohn.

Alles, was mich Tags umgab,
Verliert nun seine kalte Macht.
Alles, was ich einst umwarb,
Stirbt an der Grenze einer Nacht.

Es ist anders als vorher.
Der Tatendrang ist schlicht entzwei.
Die Gedanken nicht mehr schwer,
Und ich fühl, ich werde frei.

Vieles ist im Traume möglich,
Was ich wachend nicht geschafft,
Alles, woran ich dereinst kläglich
Verloren meine ganze Kraft.

Alles, was mein Herz begehrt,
Liegt vor mir und ich darf wählen.
Kein Verlangen wird verwehrt,
An rein gar nichts soll es fehlen.

Und trotzdem ist mein Herz mir schwer,
Denn du bist nicht bei mir,
Wie oft wünscht ich dich hierher,
Und du warst hier und warst nicht hier.

Nichts auf dieser großen Welt
Kann Ersatz für Liebe geben,
Und kein Hab und Gut und Geld
Läßt mich glücklich ohne leben.

Was nutzt du mir im Traume?
Dich zu fassen, ist ein Segen.
Was hilft im Sommer einem Baume
In einem Traum ein kühler Regen?

Was ich auch im Schläfe tu,
Ersetzt mir niemals dich,
Denn nach dem Traume wartest du
In Wirklichkeit auf mich.

ZWÖLFTES KAPITEL

Erneut wurd es mir beschieden, unbefangen in jener heimen, wohlten Vertrautheit zu erwachen.

Der frische Morgen begann mit dichten Schleiern eines ausdauernden Schnürregens, den ein tosender Nachtwind von Osten her nach Fürstweil getrieben hatte. Er peitschte eindringlich winselnd an die beschlagenen Fensterscheiben und floß enttäuscht, Verzweiflung jammernd und tränengleich Tropfen für Tropfen wie über gläsernen Wangen daran herab.

Der Sturm riß grollend an den losen Läden und fegte mit bedrohlich zischenden Gebärden über die alten Ziegel meines Vaterhauses hinweg. Zuweilen mutete es an, als würde selbst er vor dieser klammen Witterung fliehen und sich in meiner kleinen Kammer verkriechen wollen. Das marode Gebälk des ohnehin zugigen Dachbodens konnte den steten Angriffen des brausenden Ungetüms nur schwerlich standhalten und wirkte ihnen einzig mit klagendem, knarrendem Gestöhn entgegen. Hie und da zwängte sich der ruhelose Gevatter hörbar schmerzvoll durch einen lockersitzenden Ziegel, mit denen unser Haus reich bestückt und daher karg behütet war, beteuerte sein Leid glaubhaft mit erbärmlichen Heulen und kündigte sogleich weiteres unheilvolles Rumoren an.

Während draußen Unfrieden und Ungemütlichkeit wucherten, behielt im ganzen Haus die familiäre, allzeit gleichbleibende Behaglichkeit Oberhand und genoß unser aller heiles Vertrauen. Mein Vater hatte sich offenbar des Nachts in meine Kammer geschlichen, um mir meine Erstschriften auf den zierlichen Schreibtisch zu legen, und als ich die Augen öffnete und diesem grauen Morgen erstmals in seine grollende Fratze blickte, beugte Hagen bereits über diesen ersten tapsigen Belegen meines Dichtertums und studierte diese mit sichtlichem Interesse. Ich beobachtete ihn eine Weile, wobei mir angesichts Petrus' launiger Boten rasch bewußt wurde, daß unsere Wanderung wahrhaft ins Wasser gefallen war.

Ich sah abwechselnd zum naßkalten Wüterich hinaus und alsdann zu meinem zumindest äußerlich ruhigen Leser hinüber. Die erbarmungslos vereinnahmende Öde der folgenden Stunden brachte auch Hagen und mich in ihre Gewalt, und so langweilten wir einander mehr und mehr, obwohl wir sonst immer etwas mit uns anzufangen verstanden. Aber wie es eben so ist, wenn man nach

Beschäftigung sucht: Man beginnt dies und jenes, verliert alsbald Lust und Antrieb und beläßt es doch beim Alten. Oftmals beneidete ich in solchen Augenblicken unsere Kameraden, denen es leicht gelang, sich zu jeder Zeit mit Unsinnigem solche Öde vertreiben zu können, ohne auch nur einen Augenblick zu bereuen oder diesem eine einzige Träne nachzuweinen.

Der zunehmend aufs Haus drückende Wind hatte alle Räume über Nacht ausgekühlt und Marike beschloß, noch einmal den großkacheligen, hohen Ofen in der Wohnstube anzuheizen. Das Holz holte sie selbst von jenem, zu einem jämmerlich Häufchen geschrumpften Vorrat hinter unserem Haus, der zu dieser Zeit sicher nicht mehr mit Beachtung und Verwendung gerechnet hatte. Ich erkannte Marikes Vorhaben erst nach seiner Verrichtung, dabei wäre ich so dankbar für die kleinste nutzenversprechende Aufgabe gewesen.

Vater war, wie es Marike mir auszurichten aufgetragen war, in den frühen Morgenstunden ins unweite, doch Welten entfernte Havelrom abgereist und würde erst am nächsten Tage zurückkehren. Ein kurzfristig anberaumter und daher unerwähnt gebliebener, offensichtlich halb vergessener Geschäftstermin, der einen verlockenden Auftrag versprach, hätte ihn, so hieß es, geradezu zu dieser überstürzten Reise gezwungen.

Weder bezweifelte noch hinterfragte ich Marikes Bericht und sah seinerzeit auch keinen zwingenden Grund dafür.

Ich war mit der Zerstretheit meines Vaters und seinen unregelmäßigen Reisen, gerade nach Havelrom, die sich mittlerweile in fast regelmäßigen Abständen aneinanderreiheten, aufgewachsen, und so wunderte mich nicht, wenn das Geschäftliche auch Hundswetter nicht scheute.

Was mich einzig und immerfort zu kurzem Zweifel anhielt, war, daß Vater niemals einen Havelrömer Auftraggeber erwähnte, obwohl er gern und viel von seiner Arbeit sprach. Ich war über diese Verschwiegenheit froh und selig, nichts von jenen Dingen hören zu müssen, verschont zu bleiben von Maßen, Mengen und Techniken, die mir ohnehin wenig sagten.

Eines Tages jedoch sollten jene Reisen mein Leben auf immer und weit mehr verändern, als ich mir bis zu jenen Stunden vorstellen konnte. Havelrom sollte alles umstürzen.

Marike stand den ganzen trostlosen Vormittag über in der Küche und kochte vertieft, scheinbar sinnend, vor sich hin. Wir waren also

verdammt, das Beste aus uns selbst herauszuholen.

Kurz vor dem Mittagessen kam Hagens Vater durch den Regen gewatet und zielte darauf, mir mit seinem Sohn auch den letzten Lichtblick jenes grauen Tages zu entführen.

Er kündigte seinen Besuch ganz nach hintrittscher Art mit drei gewaltigen Schlägen gegen unsere Haustür an, vor der er unter einem klitschnassen, ins Gesicht gezogenen, weitkrempligen Hut und einen ebenso triefenden, mausgrauen Mantel stand, welcher dessen Eigentümer wohl kaum noch vor der Feuchtigkeit zu schützen imstande war. Er stampfte berserkergleich, nach Tabak und Landwein miefend und tropfend an mir vorbei, fahndete nach seinem Sprossen und fuhr ihn alsbald gemein und listig an:

„Komm, mein Junge, du mußt uns die Schwänze richten! Oder willst du etwa deinen armen Vater bei diesem Wetter aufs Dach schicken?“ Marike warf Hagen, der wegen des strahlenden Wetters vom Vortag nur mit Hemd, Hose und Schuhen bekleidet war, eine Wollecke zum Schutz vor der Nässe zu. Diese eignete sich allerdings sofort dessen verschleppender Vater an, schlang seinen rechten Arm um meinen Freund und zog und schob ihn fast singend, lachend und grölend mit sich in die Fluten:

„Goldesel, streck dich! Goldesel, reck dich! Ha ha, ein Esel auf dem Dach, wie goldig! Komm, du Esel!“

An dieser Stelle bin ich gezwungen, etwas zu berichten, was ich erst einige Zeit später erfuhr, doch scheint es mir hier unumgänglich.

So muß ich nun berichten von Hagen, dem Goldesel:

Dieses Wesen hatte Werner Hintritt bereits vor Hagens Geburt auszubeuten verstanden.

Sophie von Thal war damals gerade durch Werner Hintritt schwanger geworden, als dieser natürlich längst ahnte, wie viel Sophies Vater am Ruf der traditionsreichen Militärfamilie von Thal gelegen war.

Mit diesem Wissen, welches er bald als Druckmittel erkannte, kostete es dem alkoholverfallenen, mittellosen Hintritt keinerlei

Überwindung, von Thal bald zu erpressen. Er drohte, alles

Geschehene stadtbekannt werden zu lassen, wenn sich der hohe und noch immer aufstrebende Offizier nicht spürbar erkenntlich zeige.

So verpflichtete sich von Thal alsdann, seiner Ausweglosigkeit bewußt geworden, dem Trunkenbold monatlich ein für dessen

Verhältnisse ansehnliches Schweigegeld zukommen zu lassen. Von Thal knüpfte einzig zwei Bedingungen daran: Zum einen müsse der junge Werner die schöne Sophie heiraten und für immer über die

Wahrheit Schweigen hüllen; zum anderen sollten dies regelmäßigen Zahlungen nur bis zur Großjährigkeit des Kindes und auch nur dann erfolgen, solange es diesem gut an Leib und Seele ergehe. Diese letzte Auflage war für Maximilian von Thal selbstverständliche Ehrensache, denn er sah in dem werdenden Kinde neben dem bürgerlich-rotem Blute Hintritts auch sein eigenes blaues fließen. Der Blutsauger wiederum hatte seinen Gefallen am sprudelnden Quell des adligen Lebenssafts gefunden, biß sich abermals in der gewaltigen Enttäuschung des geschwächten Maximilians fest und saugte gierig eine lebenslange, unkündbare Anstellung beim Fürstweiler Anzeiger heraus, dem Blatte, das ihn, versoffen wie er war, schon mehrmals abgewiesen hatte. Auch hierfür war bald Sorge getragen und der Vertrag infolge besiegelt.

Einige Zeit später, Sophie war bereits verstorben und Werner Hintritt zog Hagen allein auf, wurde Maximilian von Thal an irgendeine Akademie berufen und brach mit seiner Familie daraufhin die Zelte in Fürstweil ab. Die allmonatlichen Beträge wurden von dieser Zeit an per Boten übermittelt, wobei sich für von Thal jeglicher Einblick ins Leben seines Enkels verlor.

Von alldem ahnte ich damals noch nichts, und ich nahm Hintritts Ausspruch vom Goldesel auf jene, als unwichtig abtuende, Weise hin, wie ich es bei so manchem hohlen Geschwätz aus dessen Munde und Feder tat. Wie bei so vielem, das er nur des Erzählens wegen erzählte. Und offenbarte mir dieser Samstag Werner Hintritt auch nicht als Erpresser, er warf doch das schlechte Licht eines Entführers und Sklaventreibers auf ihn, der ging und ein Stück meiner Lebensfreude mit sich nahm.

Ich sah ihm und vor allem seinem Sohne eine Zeitlang durchs Küchenfenster nach, und noch ehe die beiden in den Gernotspfad schwankten, vergingen Sturm und Regen.

Der Himmel brach auf.

Und mir war, als ginge das hohe Gericht des Firmaments daran, meinen ungerechtfertigt zur Strafarbeit verurteilten Freund zu befreien, und sich barmherzig, mittels der ebengleichen frischen Farbe Hagens' Augen, brüderlich verbunden zu zeigen. Die ersten zarten Sonnenstrahlen bahnten sich ihren Weg durchs graugescheckte Gewölk und wurden in dessen letzten Zehren zu einem prächtig leuchtenden Himmelsring gebrochen, der seinen weiten Bogen über ganz Fürstweil spann. Der Himmel weinte kaum spürbar und leise fort.

Vielleicht waren darunter einige verlassene, sich besiegt fühlende Tropfen, die das Ende ihrer Herrschaft betrauertem. Doch es waren Abermillionen freudvolle Sieger, die sich dem Sonnengott anschlossen und es froh befeierten, ein weiteres Mal eine dunkle Vergangenheit durch ein lichtetes Jetzt-und-Hier besiegt zu wissen. Unzählige stumme Jubilare, die in farbenfrohen Gewändern tanzend dies einstweilige Glück belegten und sich daran friedvoll berauschten. Mein Dichterherz verstand ihr Lied.

Treuer Freund, verzage nicht!
Ertrink nicht in des Lebens Wogen!
Erst wenn ein Schein im Regen bricht,
Erstrahlt ein Regenbogen.

Mittagessen, Kaffee, Kuchen, Abendbrot, Gebete.
Leise verabschiedete sich der Tag.
Nacht, Schlaf und ein unvergessen gebliebener, fortan immer wiederkehrender Traum:
Nacht. Mond und Sterne breiteten Licht und ernste Stimmung aus. Hagen und ich saßen uns gegenüber, dicht beieinander im Sande, inmitten jener vertrauten Lichtung auf der Kuppe des Kains. Unsere Körper trennte allein ein wundersam winziges, kurzbeiniges und vielleicht eben deshalb umso hübscheres Tischlein, auf welchem ein Meer von dahinschmelzenden, fast abgebrannten Kerzen entfacht war. Doch um uns herum, sich über die ganze Lichtung erstreckend, geradewegs über den Hügel hinfort, loderten tausend weitere Kerzen, jungferngleich, weiß und goldleuchtend, bewacht von Aberhundert großflammigen, unstillbar scheinenden, starken Fackeln, die ihnen zur Seite gestellt waren.
Der Wind schlief.
Niemand sprach.
Auch der umliegende Forst stand schwarz und schwieg.
Wir sahen einander in die Augen. Nichts weiter geschah.
Als auch die letzte Tischkerze erloschen war und ich meinen Freund nur noch durch ein schwaches Gold, das sein Gesicht zärtlich beschien, betrachten konnte, legte er seine linke Hand in die meinige rechte, stand langsam auf und bat mich so behutsam und wortlos mit sich.
Er behielt meine Hand und schaute mit mir auf die schlafenden Gassen und Häuser Fürstweils nieder.

„Schau, mein Freund und Bruder, schau ein letztes Mal! Dies dort waren wir bis hier und heut. Laß uns von nun an ins Morgen gehen!“ sagte er mit leiser, weisender und gleichwohl bittender Stimme. Ich war seltsam bereit und mir der Richtigkeit unseres Planes sicher, mir dessen Unwiderrufbarkeit bewußt.

Wir wendeten uns ohne Trauer von der Stadt ab und schritten Hand in Hand durch diesen Ozean des Lichts, einem neuen Land entgegen.

KAPITEL 13

Der Sonntag versprach, gut zu werden.

Die Sonne schwebte frei im endlosen Blau und mein Vater kehrte von der Geschäftsreise heim. Mit leeren Händen wie zumeist. Seine Arbeit war unumgänglich und wesentlich, da sie zweifellos das einzige war, was unser Leben und vorrangig Leib und Seele meines Vaters aufrecht hielt. Das Sägewerk warf schon lang nicht mehr genug ab, um uns unbeschwert leben zu lassen. Zu Großvaters Zeiten lebten wir stets ganz ohne Geldnot, doch diese Zeiten waren eben nicht die meines Vaters, sie hatten sich nach Großvaters Tode gewandelt. In den Nachbarorten waren neue Konkurrenten hinzugekommen, und so dritteten sich die Aufträge und mit ihnen unser Lebensstandard. Mein Vater verstand es ja unbenommen vortrefflich, mit seinem Handwerk umzugehen, allerdings hatte er wenig Kenntnis von Buchhaltung und noch weniger Geschick in Geldangelegenheiten, was seine Mitbewerber hingegen merklich im umgekehrten Verhältnis beherrschten. Nach Annahme und Wiedersehensfreude war es bereits früher Nachmittag und wir kamen endlich dazu, Marikes schmackhaften Sonntagsbraten aufzutischen. Der Himmel allein weiß, wie es ihr gelang, trotz Brise-meisters Daumen und des kleinen Haushaltsbudgets, solche Delikatessen zu zaubern. Der mir verhaßte Kirchgang war vergessen worden, obwohl dieser für uns und namentlich Vater wohl wichtig gewesen wäre, werden doch vor den Kirchen in Orten wie Fürstweil die besten Geschäfte gemacht. Da gehen Summen, Dachziegel und Kutschen hin und her. Verhandlungen besiegelt durch Handschlag. Stattdessen bereitete mich Vater vier- oder fünfmal darauf vor, daß er auch in den folgenden Wochen sehr beschäftigt sein würde und es unausweichlich wäre, häufig zwischen Havelrom und Fürstweil zu pendeln. Ich nahm es hin.

Da der Tag zu schad war, ihn wie den vorhergehenden weitgehend ungenutzt verstreichen zu lassen, beschloß ich, Hagen aufzusuchen, um mit ihm gemeinsam unsere aufgeschobene Wanderung zum Bacchus nachzuholen. Ich machte mich sogleich auf den Weg. Verträumt, über Pfützen springend, lief ich auch an Schönners Haus vorüber und sprang meinem sichtlich gutgelaunten Rektor, der ein unscheinbares Eimerchen in seiner Linken, sowie eine dünne Angelrute auf der Schulter trug, in die Arme.

„Ho, ho, ho, diese Eile hab ich an dir in der Schule noch nie bemerkt“ rief er überrascht mit einem Tonfall, der mich merkwürdig an den eines Weihnachtsmannes erinnerte.

„O, grüß Gott, Herr Rektor, entschuldigen Sie! Sie gehn auf Fischfang wie ich sehe.“

„So scheints, junger Mann!“

„Und wo fischen sie? Im Janusweiher?“

„Besser nicht, das Aroma von ausgelaufenen Kühen entspricht nicht so ganz meinem Geschmack. Zum Bacchus geh' ich.“

In mir schlug es Alarm. Der Bacchus!

„Zum Bacchus? Aber- ja, der ist doch arg weit weg. Und ich glaub, Fische gibts dort eh kaum!“, versuchte ich ihn umzustimmen und kramte eine uralte Binsenweisheit heraus, die ich irgendwo einmal aufgeschnappt hatte und sogleich präsentierte, wobei ich belehrend auf die nahegelegenen Büsche wies:

„Schauen Sie, der Holunder blüht und der Flieder auch, da beißt eh keiner an. Sie können sich also den Weg ersparen.“

„Umso besser. Ich mag eigentlich gar keinen Fisch, wie ich es auch nicht mag, einen Wehrlosen zu quälen, zu töten oder ha ha! später in die Pfanne zu hauen. Das überlaß ich denjenigen, die dazu ohne Skrupel fähig sind, den Trommlern dieser Welt. Nun-- Aber diese Ruhe, Johannes! Diese Ruhe dort am Bacchus kann himmlischer nirgends sein. Allein, um sie zu genießen, ziehst mich dorthin. Sieh mal!“, er hielt mir im gleichen Augenblick seinen kleinen blechernen Eimer hin und deutete hinabnickend auf die Leere in dessen Innern, „Hab nicht mal Köder und einen Kescher wirst du vergebens suchen. Ich fang mir einfach einen beschaulichen Sonntagnachmittag, dazu brauch ich das alles nicht.“

„Und wozu dann die Rute?“

„Das ist einfach zu erklären, wenn du schon einmal etwas von den Traumfängern der nordamerikanischen Lakotaindianer gelesen hast-“

„Ja sicher!“ rühmte ich mich und hatte doch nur gelogen.

„Na dann wirst du es ja verstehen.“

Er stellte den Eimer zu Boden und nahm die Angel vollends horizontal vor sich in beide Hände, als ob er sogleich ein Hochseil damit betreten wollte. Nun begann er ganz und gar schulmeisterwürdig seinen Vortrag, der hier nur anzitiert sei:

„Diese Angel hier arbeitet nach einem ähnlichen Prinzip, das ist eine Ich-fang-mir-einen-beschaulichen-Sonntagnachmittag-Rute...“

Ich war einem Haufen Anglerlatein aufgesessen. War von einem Meister dessen auf die Schippe genommen worden und saß nun zuoberst dieses Haufens, fühlte mich schwungvoll abgeworfen und fand nun mich und all meine frohen Aussichten darunter begraben. Ich schwor sofortige Rache, doch bevor ich einen Weg aus meiner lähmenden Sprachlosigkeit gefunden hatte, kam mir Schönner zuvor, er ergriff eilig das Eimerchen, zog freundlich seinen Hut und sprach schon gehend:

„Guten Tag, mein Herr, es hat mich sehr gefreut!“ Und wie er so ging, winkte er mir sichtlich fröhlich über die Schulter zu. Ein ehrliches „Petri Heil“ wäre mir nicht mehr über die Lippen gekommen, es wäre ohnehin ins Leere gegangen. Plötzlich drehte er ab, kam stirnrunzelnd auf mich zu und wandte sich abermals, jedoch mit ernster Rektorenstimme an mich:

„Bevor ich es wieder vergesse, sag deinem Vater bitte, er möge morgen früh zu mir ins Rektorat kommen, ich muß dringend etwas Wichtiges mit ihm besprechen. Aber vergiß es nicht!“

Alle Pläne waren zerschlagen, alle Freude zertreten. Ein gewaltiger Schatten der Betrübnis und des Wehgefühls hatte sich jäh über die Flamme meines Glückssterns gelegt und dessen junge Glut, scheinbar in alle Ewigkeit, schon hier verglimmen lassen.

Wie kindisch diese Gefühle doch waren, wie egoistisch und zu sehr hochgegriffen doch! O wie falsch gesetzt sie waren! Wieviele Augenblicke zu früh. Und wie klein und unscheinbar wirkt dieser Schatten heute doch im Angesicht der pechschwarzen Dunkelheit, die sich in den folgenden Wochen ihm anschloß.

Wieder hing ein ungeliebter, nebliger Schleier über unserer Wanderung, allerdings scheint es mir heute nahezu unverständlich und verwerflich, daß er mich derartig hart treffen konnte. Wie vermochte es diese kurze Begegnung mit Schönner, mich so sehr aufzureiben? Mich, dessen inneres Wesen doch schon damals so stark und erwachsen war. War es das wirklich? War ich nicht damals wie heute in vielem gleichermaßen klein und angreifbar?

Ich glaube, ganz gleich wie viele Jahre man zählt, ob man nun Jüngling oder Greis ist, in jenen kostbaren Stunden, da wir uns mit der Seele eines Kindes (die irgendwo auf alle Zeit in jedem von uns wohnt) an irgendetwas erfreuen, so fallen wir, wenn uns der Anlaß der Freude irgendwie, irgendwann verloren geht, in die naturgemäße, kindliche Trauer zurück. Und es gelingt uns niemals, sich ihrer zu verschließen, weil sie alle andren Kräfte lähmt. Sie scheint uns die

Last der ganzen Welt zu sein.

Ungeachtet dessen, was mir über die vielen Jahre hinweg deutlicher und erklärbarer geworden ist, damals, da ich zum Kinde zu alt und zum Erwachsenen zu jung gewesen sein mag, spürte ich jenen Schatten schwer und unabrückbar auf mir lasten. Und dieser erschien mir doppelt schwer und mächtig in Gestalt und Wesen: Der wiederholt unter schlechten Zeichen stehende Ausflug zum Bacchus mag eine übel schmeckende Suppe gewesen sein, die mir schwer im Magen lag, und mich bei jedem Versuche, dennoch freudig zu hüpfen, schmerzvoll hemmte. Der nahende Besuch meines Vaters bei Schöner war gleich einem Mühlstein um meinem Halse.

Sicher würde ihm der Rektor, seiner Aufgabe verpflichtet, wieder von meinen schlechten Noten berichten müssen und mir somit eine weitere Woche, die so viel Gutes und so viel Ruhe hätte bringen können, je und je verderben.

Ich ging weiter meines Weges, wenn auch in allem langsamer und bedächtiger, aber ich ging und kam voran. Diese Art zu gehen, behielt ich im Späteren, als alle Eile kein Ziel mehr fand, auf immer als die selbstgewählte und eigene bei. Und wie es immer im Leben ist, führte mich auch dieser Weg ans Ziel.

Das Haus der Hintritts war in meine Sicht gerückt und stand dort, angenagt vom Zahn der Zeit, scheinbar ohne Seele und grau, grau wie so viele andere Häuser am Gernotspfad.

Von den winzigen Fensterrahmen blätterten bereits die letzten Farbreste des vorvorletzten Anstrichs und gaben nunmehr gänzlich ihr durch und durch feuchtes, schimmelndes Holz frei. Neben Klumpen der bröckelnden Fassade lag zu meinen Füßen, vom Dach gefallen, ein Scherbenhaufen ausgebleichener, grasbewachsener Ziegel, der das Bild eines verwahrlosten Hauses komplettierte.

Ich klopfte mehrmals kräftig an die Tür, denn oftmals hatte der alte Hintritt meine Schläge überhören wollen, und mich somit glauben lassen, daß niemand zu Hause gewesen wäre. Diesmal war es anders. Er öffnete rasch, nicht weniger gereizt als gewöhnlich, ließ mich vor offener Türe stehen und ging mürrisch brubbelnd in sein Arbeitszimmer:

„Möchtegern-Schreiberling--- Wenn du zu Hagen willst, der ist oben. Wenn du zu mir willst, ich bin nicht da, wie du siehst! Und mach die Tür gefälligst hinter dir zu!“ faselte er kaum verständlich und schlug kräftig die Tür des Zimmer hinter sich ins Schloß. Ich tat, was mir aufgetragen war, und ging die mir wohlbekannt, schmale Treppe

hinauf ins Obergeschoß, den düstren schlundartigen Korridor entlang, hin zu Hagens Kammertüre, klopfte und wurde einggerufen. Hagen befand sich kurzatmig schnaufend am Boden, den Liegestütz ausübend. Er war allein mit einer zerschlissenen Hose bekleidet, von welcher zu jeder Seite jeweils eine Schlaufe von Hosenträgern hing, seine Füße sowie sein Oberkörper waren angespannt und entblößt. Um ihn verstreut lagen mindestens fünf oder sechs aufgeschlagene mathematische und physikalische Bücher, zuoberst jedoch Novalis' „Geistliche Lieder“, in allem las er im Wechsel und unterschiedlich lang. Hin und wieder führte er seine Leibesübung nur einarmig aus, um mit der jeweils freien Hand einige zusammenfassende, wohl wissenschaftliche Stichpunkte in ein schwarzes Heftchen einzutragen.

Einmal mehr hatte ich hierbei etwas entdeckt, wofür ich meinen Freund bewundern konnte. Niemals wäre es mir damals geglückt, auch nur ein Dutzend Liegestütz am Stück auszuüben, geschweige denn einarmig und dabei schreibend oder lesend, vor allem aber nicht mit solcher Konzentration. Hagen allerdings absolvierte dies mit bewundernswerter Leichtigkeit, scheinbar ohne Mühe und Koordinationsprobleme. Ich setzte mich auf das viel zu kurze Bett und schaute ihm eine ganze lange Zeit zu. Ein jede kraftvolle Regung meines Gefährten zählte ich staunend und nicht ohne Neid mit, doch sehr bald vergingen mir alle bewußten Gedanken, das Zählen ward mechanisch, der noch eben so schwer auf mir lastende Schatten war verschwunden und ich behielt nur, was ich sah und fühlte. Aus diesem Grunde fällt es mir heute besonders schwer, genau zu berichten, wie lang er damals turnte, vielleicht waren es nur wenige Minuten, vielleicht nur zwei Bücher unter ihm. Vielleicht verherrliche ich. Auch vermag ich nicht zu sagen, wie viele Stütz es tatsächlich waren. Ich habe es vergessen. Einerlei! Sicher ist, ist es doch ein immer gleicher biologischer Prozeß, daß Hagens Arme mehr und mehr zunahmen, so daß deren Adern hervortraten und scheinbar in Bälde zu platzen drohten. Sein Leib glühte, und selbst als der Schweiß bereits perlend von ihm herabrann und sich einen Weg durch den hellen Stoff seiner Hose schaffte und jene dort und dort dunkel einfärbte, verausgabte er sich zielstrebig weiter. Plötzlich sprang er in die Hocke und sogleich mit einer ebenso unvermittelten Drehung auf, mir entgegen. Er lächelte kurz, schniefte und atmete fast hechelnd, ging alsdann zu einem kleinen Waschtisch hinüber, griff ein weißes Handtuch, das an einem kleinen Haken zu dessen

rechter Seite hing, rubbelte sich kräftig die Haare und legte es sich alsdann um den Nacken, wobei er sich an die Lehne seines Schreibtischstuhles zurückließ, er verschränkte im gleichen seine aufgepumpten Arme vor sich und sah mich nochmals lächelnd an. Offenbar Würdigung einfordernd fragte er:

„Wie viel waren's?“

„Hab nicht gezählt.“

„Aber ich! Willst auch?“ fragte er, wobei er auf den freigewordenen Platz am Boden deutete. Er muß mir meine Bewunderung für seine Sportlichkeit angesehen haben und war sogleich darauf aus, sich aufgrund meiner sicheren Unterlegenheit noch mehr brüsten zu können. Was ich ihm rasch selbstironisch versalzte:

„Besser nicht! Ich weiß ja, daß du bis drei zählen kannst.“

„Wieso bis drei? Überschätz dich nicht, kleiner Dichter!“ stichelte er zurück und warf mir, noch ehe seine Worte verklungen waren, sein schweißnasses Handtuch ins Gesicht, welches umgehend retour ging. Er legte es auf den Schreibtisch und begann, sich seiner letzten durchschwitzten Kleidung zu entledigen, worauf er nun gänzlich hüllenlos vor mir stand. Nun ergriff er abermals das Tuch und begann, damit gründlich seinen ganzen Körper trockenzureiben. Er schien frei von jeder Scham und es bereitete ihm sichtlich keinerlei Bedenken, so gesehen zu werden. Es war mir auch unvermeidbar. Die Neugier war zu mächtig. Lange hatte ich ihn so nicht mehr gesehen. Wenn Hagen bei mir übernachtete, zogen wir uns beide stets, und ich weiß bis heute nicht warum, im Schutze der Dunkelheit aus. Fast ein Jahr war vergangen, seit wir unser letztes Bad im Bacchus genossen und uns daher gänzlich unbekleidet gesehen hatten. Schon damals gefiel mir der mamorgleiche Ton seiner Haut und die gestraffte Form seines Körpers, so wie mir alles an Hagen gefiel. Oftmals hatte ich zu dieser Zeit darüber nachgedacht, was er täte und wie es wohl wäre, wenn ich ihn irgendwie, aus Versehen, berühren würde. Ich war zu feig gewesen. Zu bitten, ihn berühren zu dürfen, wäre, so hielt ich mich selber immer wieder zurück, gleichermaßen unmoralisch, unsittlich, verwerflich - einfach falsch gewesen. Doch nun, da er wieder so nah und so berührbar vor mir stand, trat dieses Verlangen wiedererwacht und unbändig in mir hervor, und ich konnte zumindest meine Augen nicht mehr von ihm fernhalten. Alle Gedanken an das Sündige meiner Blicke waren mit einem Male fort. Einzig die Möglichkeit, daß mein Blicken in ein aufdringliches Starren, ja Glotzen umschlagen und für Hagen erkennbar werden

könnte, beunruhigte mich. Doch diese Gefahr war jener Anblick wert. Wieder und wieder wanderten meine Augen an ihm auf und ab. Wieder und wieder verharrten meine Blicke lustvoll an diesem oder jenem Punkte seines Leibes. Dort und dort. Von langer und von kurzer Dauer. Stets aufmerksam und dies Gemälde in mich brennend. Wenn ich ihn schon nicht berühren konnte, so wollte ich dies Bild zumindest in jene Vorstellungen, die ich niemals für verwirklicht hielt, einfließen lassen, um sie alsdann auf immer an die erste Stelle der endlosen Liste meiner unerfüllbaren Wünsche einzureihen. Ich wurde ertappt. Unversehens fragte mich Hagen, warum ich ihn denn so anschaute. Wie peinlich war mir dieser Augenblick! Wie errötet muß ich sein! Ich rang nach Worten der Erklärung. Nein - der Ausrede!

„Weißt du, dein Körper- Du weißt schon-“

„Was ist damit?“

„Er ist so anders als der meinige. Du bist so kräftig, so muskulös. Und ich bin nur ein Hänfling.“

„Das bereitet dir Sorgen? Du weißt doch ebenso gut wie ich, daß all das gar nicht wichtig ist.“

Natürlich wußte ich das, und ich weiß es heute mehr denn je. Aber was hätte ich ihm damals antworten sollen? Die Wahrheit? Nein! Nie und nimmer. Nicht die Wahrheit. Es ging nicht. Wir waren Freunde!

„Ich weiß, es ist nicht wichtig und dennoch: Es ist schon schwer, anders zu denken, es ist überhaupt schwer in dieser Welt und Zeit zu denken, wo man sich dabei doch so alleine fühlt. Doch ist es noch unendlich schwerer und unsäglich quälender, wenn man auch sonst anders ist.“

Dieses Gespräch entwickelte sich in eine Richtung, die mich mehr anging und berührte, als ich geahnt hatte und als ich bis dorthin zugeben konnte. Es war einer dieser Umwege, die an ihre ganz eigenen Ziele führen, die unsere wahren Ziele sind. Welches es damals für mich war, blieb noch ungewiß. Hagen hockte sich, noch immer entblößt, vor mich hin, legte seine Arme auf meine Knie, umschloß mit seinen Händen die meinigen und begann auf mich und mein Offenbartes einzugehen, warmherzig und liebevoll, wie ich es von ihm gewohnt war, so wie ich ihn einst lieben gelernt hatte.

„Sieh, kleiner Dichter!“, begann er, während er mir tief in die Augen sah. „Sieh, was wesentlich, was einzig wahr und wirklich ist, ist nicht die Kraft oder die Ansehnlichkeit des Körpers, und es ist niemals, was an Gedanken in dir wohnt, was du hast, bist oder ob es den anderen

gefällt. Was außen logisch, belegbar, verständlich und schön ist, kann drinnen klein, schwach und häßlich sein. Was dich trägt, ist allein, was deinem Herzen entspringt. Dort drinnen, in deinem Innern pulsiert das Wahre, dein eigentliches Ich: deine Seele. Und nur sie treibt dich voran. Es gab viel Prächtiges, das im Grunde abscheulich war, und viele, die sich, nur mit den Augen ihrer Hülle sehend, ihm anschlossen. Und es gab viele grausige Gestalten, die Reinheit, Klarheit, alles Gute vereint im Herzen trugen und dennoch, wieder von jenen Blinden verfolgt, gefoltert und sogar an Leib und Seele gebrochen und getötet wurden. Diese Jäger haben den Blick nach innen verloren, irgendwann und irgendwie. Was sie fortan führte, hieß Haß, Mißgunst und anprangernde Verachtung all jener, die ihre Wurzeln im Herzen behüten und pflegen, indem sie sich ihrer bewußt sind, und ihnen hinauf in den Gipfel ihres Lebens folgen. Du bist ein Getriebener, ein darum wissender. Bleibe es!“ Rührung trat mir in die Augen und verschleierte meinen Blick in die gütigen Züge meines Freundes. Ich geriet ins Träumen, spürte noch immer seine Worte, seine Stimme und Wärme in mir schwingen.

Ich bemerkte nicht, daß er aufstand. Seine Lenden waren nun in Höhe meines Gesichts gerückt. Als mir bewußt wurde, wohin ich blickte, warf ich meinen Kopf erschrocken und verschämt zur Seite. Ich befürchtete, nochmals auf meine verräterischen Blicke angesprochen zu werden. Grad dies verriet mich.

Hagen trat erneut vor mich hin, legte mir die Hand verständnisvoll beruhigend auf mein Haupt.

„Schau ruhig!“

Ich schaute.

KAPITEL 14

Es war im Grunde ein recht gewöhnlicher Montagmorgen, wäre da nicht dieser Sonntag gewesen.

Die erste Schulstunde stand an. Deutsch. Ich kam fast zu spät ins Klassenzimmer, doch noch vor Schönner. Rechtzeitig also. Hagen hatte bereits in der letzten Reihe Platz genommen und wich jedem meiner Blicke beschämt aus. Niemals zuvor saß er so weit hinten, niemals allein. Seit wir in die Schule aufgenommen waren, saßen wir in jeder Stunde beisammen. Mittlere Bank der mittigen Reihe. An diesem Tage nicht. Zum ersten Mal in all den Jahren saßen wir nicht beieinander. Ich setzte mich alleingelassen und kummervoll auf meinen angestammten Platz, hing nun einsam und sichtlich gezeichnet, die lange durchwachte, durchgrübelte Nacht noch in den Knochen, über meiner Bank. Lawinen von Angst und Scham stürzten, ungeachtet meines stillen Leidens, noch immer heillos auf mich ein. Jene neue Erfahrung mit meinem Freunde, die von heute besehen nur Eroberung und Befreiung war, ließ mir weder ruhigen Schlaf noch wache Sinne. Noch immer schwirrte Furcht vor Entdeckung und Verurteilung, der Gestank von Sünde und das mir größtenteils unakzeptable Wissen, im Grunde nichts Verwerfliches getan zu haben, durch jede Zelle meines Körpers. Was zwischen Hagen und mir geschehen war, geschah aus freien Stücken und fügte niemandem von uns oder anderen Schaden zu. Dessen war ich mir seltsam sicher. Doch was nutzte mir dies in jenem Durcheinander meiner Gefühle? Was nutzte es mir in einem Kaff wie Fürstweil, wo die Intoleranz wie nichts Weiteres gepflegt wurde? Wissen zu müssen, daß wir erst Schaden und Strafe davon getragen hätten, wenn unsere Tat in das Licht der Öffentlichkeit getreten wäre, hieß unsägliche Plage und Verwirrung.

Er hatte mich wieder heimgesucht, dieser schlimme, bittere Blitz, der mich immer wieder durchzuckte, wenn die Glut aus Spießbürgerlichkeit, Kleinmut und Intoleranz (eben allem, was eine Stadt zur Provinz macht, ganz gleich, von welcher Größe sie ist) übermächtig wurde, und sich jede einzelne dieser verdammten Eigenschaften wie ein glühendes Schwert ganz langsam und bewußt qualvoll in meinen blanken Fuß bohrte, um jeden Schritt dort hinaus zu verhindern und mich ohnmächtig gegen all dies werden zu lassen. Dieses miefige Nest und deren Bürger, diese finsternen Gestalten, die meinen Träumen, meinem Dichterross und mir die Flügel stutzen, ja

zu verbrennen suchten, mich jählings aus den Himmeln holten, wieder und wieder auf deren kleine und kleinliche Welt schmettern ließen, alles Unendliche begrenzten und alles Lichte verdunkelten, wie hörte ich sie sich doch schon in jenen Stunden, ihre Mäuler zerreißen und Urteile sprechen, wie sah ich sie sich an meinem Leiden ergötzen, wie spürte ich sie sich doch an meinen Schwächen laben, mein Blut und meine Seele trinken, wie ahnte ich meinen Tod, wie wünschte ich ihn mir doch, diesen vermeintlich einzigen Weg von jenem Orte fort!

Mein Schädel brummte...

Es war doch gar nicht so viel, was an diesem Sonntag geschehen war, nur ein paar Minuten von etwas, das auch zum Leben gehört, ebenso wie Essen, Trinken, Schlafen, wie Krankheit und Tod, wie alles, was wir tun, sind, erleben und erfahren.

Ich fühlte mich wie Ikarus, der das Fliegen erlernt hatte, sich, von weiten Schwingen getragen, über alles Gewesene erhob und neuen Abenteuern, besseren Welten, neuen Zeiten, dem Leben entgegen schwebte. Ich hatte an jenem Tage meine Flügel bekommen, spürte sie und begann zu fliegen, sah meine Sonne und genoß sie...

Das Ende ist bekannt.

Auch ich drohte ins Meer, ins kalte Wasser zu stürzen, womöglich, ja wahrscheinlich darin zu ertrinken, nur Haifischfutter zu sein – wieder einmal. Und wieder einmal war es ein unbekanntes Gewässer. Ich stürzte. Und stürzte in ein Meer.

In ein Meer, das ich wohl kannte, welches aber zu all meinen Zeiten wenig Erfreuliches versprach: Ich stürzte zurück nach Fürstweil, in meine Schule, meine Klasse, meine Bank und schlug unsanft auf raue See, die nicht die meine war.

Haushohe, Böses herantreibende Wogen folgten, stetig schneller werdend, meiner kleinen schiffbrüchigen Seele und schmetterten unerbittlich auf mich ein, denn erst jetzt, da Rektor Schöner das Klassenzimmer betrat, fiel mir wieder ein, in Kürze erwartete er meinen Vater.

Ich hatte es ihm nicht ausgerichtet, hatte es vergessen. Alle Vorwürfe konnten hier nicht mehr helfen. Es gab nur eine Hoffnung: Vielleicht hatte Schöner es auch vergessen. Wenn ich mich nur möglichst ruhig verhielte, kein Aufsehen erregte und alles wie immer wäre, so könnte es gelingen, dachte ich, und er würde sich auch dessen nicht wieder entsinnen. Ich hatte guten Grund zu dieser Annahme: Seit einiger Zeit, kümmerte sich Schöner im Deutschen kaum noch um mich, die

Leistungen der anderen waren hierin durchweg miserabel, und dies, obwohl er bereits zu einigen verbotenen Hilfsmitteln griff, um wenigstens einzelne Gestalten über die Klassenstufen zu hieven. Beispielsweise las er Diktate, in denen es in der Hauptsache um die leidige Zusammen- und Getrenntschreibung ging, nicht nur dreimal vorwärts, sondern auch noch einmal rückwärts vor. Es half dennoch nichts. Denn auch wenn an der einen oder anderen Stelle ein „Ah“ durch die Klasse ging, genügte oftmals nur für ein Ungenügend. Hingegen waren meine Leistungen, soweit ich erinnere, stets recht passabel, sodaß mich Schönner großzügig meinen Träumereien nachgehen ließ. Doch niemand konnte mir garantieren, daß es gerade hier und in Zukunft so bleiben würde.

Ich zog meine herabhängenden Mundwinkel wie einen schweren Anker hinauf und versuchte in diesen Fluten, recht sicher schwimmend zu erscheinen.

Ich begann, meinen gesenkten, breitgeränderten Augen etwas von Frische und Ausgeschlafenheit einzuverleiben und baute mir so allmählich ein freundliches Gesicht, um zumindest durch mein knittriges Äußeres kein Drankommen heraufzubeschwören. Zwar fiel es schwer, so bedrückt wie ich war, Lächeln darzustellen, und es war für jeden, der mich genauer besah, offenkundig aufgesetzt, doch ich dachte, es würde mir helfen. Es half nicht.

Schönner begrüßte die Klasse schlechtgelaunt und grimmig wie selten, und man spürte Ungewißheit, über das, was darauf folgen würde.

Dicke schwarze Wolken hingen über unseren erbleichten, bangenden Körpern. Stummes Fragen und Bitten, der Kelch möge an einem vorübergehen, zeichnete jedes Gesicht, wohin man auch geblickt hätte. Doch man blickte nicht.

Man spürte es und dies Spüren genügte. Ich war der erste, den er ansprach, ja anschrie, mit einer zuvor noch nie gehörten, bebenden Stimme. Er stieg hierzu auf den freien Stuhl neben mir und richtete nun seinen pfeilgewordenen Zeigefinger mit durch und durch anklagen der Pose auf mich.

Es ward ein schweres Gewitter!

„O Schurke! lächelnder, verdammter Schurke! Schreibtafel her! Ich muß mir's niederschreiben, daß einer lächeln kann, und immer lächeln, und doch ein Schurke sein.“

Ich war gerettet!

Es war nur Theaterdonner, der da aufgezo-gen war, und dennoch viel

Stickiges wie ein Frühlingsgewitter mit sich nahm. Einer von Schönners theatralischen Auftritten, die er stets zum allerbesten gab, wenn er uns an ein neues literarisches Werk oder einen Autoren heranzuführen wollte. Mein gespielter Lächeln lud ihn wohl bei diesem Vorhaben geradezu ein.

Nun konnte ich ein Stück wirklicher und glaubhafter lächeln. Ich erkannte das Zitat, wußte das Werk fast auswendig.

„Hamlet. Erster Aufzug, fünfte Szene“ entgegnete ich, Schöner stieg herab und schlich zufrieden hinter seinen Katheder.

Und unversehens mischte sich jemand ganz aus der Nähe meines Platzes mit ins Gespräch.

Es war Hagen, der mit seinen sämtlichen Heften und Büchern neben unserer einstigen, nun jedoch halbverwaisten Bank stand und Schönners Spiel ebenso wie ich als solches erkannt hatte. Er setzte sich, legte seine Utensilien vor sich hin, sah kurz, aber umso tiefer und wärmer in meine vollends erwachten Augen, streifte sanft – für jeden anderen unbemerkt – meine Hand und rief vorlaut, mein Wissen huldigend und von unseren Blicken und Gesten ablenkend, mitten in den Unterricht hinein:

„Gut gebrüllt Löwe!“

Er wußte, Schöner sah meist über alle Gebräuche und Sitten, die in Schulen bis in die heutigen Tage so üblich sind, hinweg und begrüßte solch unverlangten Einwurfe, er bat uns sogar darum, insbesondere, wenn er gewecktes Interesse, Neugier oder Wissen, wie es hier der Fall war, darin erkannte. Sein Kollegium hatte hingegen erhebliche Probleme, diese für sie unheilvolle Gewohnheit zu unterbinden, uns im Eifer der Begeisterung (die deren Unterrichtungen fast gänzlich wie ein Vampir das Tageslicht mied) zu bändigen.

Begeistert von unserem Wissen stolzierte Schöner, die Hände am Revers, nun nach Pfauenart zwischen den Reihen auf und ab.

„Ganz recht, meine Freunde! Shakespeare“, teilte er nun auch den anderen, der äußerst verwunderten und immer noch erschrocken zitternden Meute mit. „Ich möchte euch in diesem Jahr nicht in die Ferien gehen lassen, ohne mit euch über diesen begnadeten Künstler zu sprechen. Und ich wünsche mir, wie ich es immer tat, auch in diesem Falle, daß ihr Freude und Nützliches daran findet.“

Laßt uns nun ergründen, was faul im Staate Dänemark war. Hamlet.“

Er gab noch Etliches auf Shakespeare, Hamlet und die Weltliteratur an uns weiter, redete sich regelrecht heiß, drehte sich, hüpfte, schwang Reden, sang Hymnen, bezog uns alle ein.

Sein krankes Herz schien vollends genesen, sich bester Gesundheit zu erfreuen, ja das eines Knaben in der Sturm- und Drangzeit, eines Unbesiegbaren zu sein. Er schien noch einmal einen Drachen niedergerungen und Tropfen dessen Blutes berührt zu haben. Eines seiner letzten Male.

An diesem Tage, zu dieser Stunde, gab es für jeden in unserer Klasse auf der großen weiten Welt nur einen einzigen Helden: Siegfried Schöner. Der es wie kein Zweiter verstand, den Drachen aller Schülers eigenen Faulheit zumindest zu Fall zu bringen, ohne dabei die Schüler selbst auf irgendeine Weise aufs Kreuz zu legen. Nie wird sich in mir die Erinnerung an jene eine Stunde mit Siegfried Schöner, unserer Krähe, verlieren. Und ich weiß, jedem, der diese Stunde miterleben durfte, wird es zeitlebens so ergehen. So soll es immer sein.

Auch diese Stunde verging. Viel zu schnell und ohne Wiederkehr. Wie alles doch, was uns im Leben zu lieben und genießen vergönnt ist, irgendeinmal und viel zu schnell vergeht, weil alles auf unseren Wegen unhaltbar und vergänglich ist, das Freudige meist hastig und vergessbar, das Leid spürbar schleichend und einprägsamer. Mag sein, es scheint nur so.

Die unüberhörbare Pausenglocke überhörten wir, und Schöner unterrichtete uns noch bis in die nächste Stunde hinein, doch als der nächste Lehrer die Klasse verspätet betrat und es merklich kühler um uns wurde, war der Zauber aus.

Der Held verließ das Feld.

Der Drache erwachte.

Eine weitere Schlacht war geschlagen.

Die Krähe entflog.

Der Vorhang war gefallen.

Kaum hatte sich der neue Lehrkörper auch geistig in unserer Klasse eingefunden, da schob mir Hagen ein verschlossenes und mittig scharf gefaltetes Kuvert zu, das mich sehr an jenes erinnerte, welches vor Tagen dem Blumenwasser zum Opfer gefallen war. Ich öffnete es leise, zog einen sauber beschriebenen Briefbogen heraus und begann neugierig zu lesen:

Hochgeschätzter Johannes Weidner!

Sie kennen mich nicht, nicht persönlich, und ich möchte Sie keineswegs, da ich nicht weiß, worauf Sie Antwort begehren, Ihrer wertvollen Zeit berauben. Hagen wird Ihnen zu allen, meine Person betreffenden Dingen zufriedenstellende Auskünfte erteilen. Von ihm habe ich bereits vor geraumer Zeit erfahren, daß Sie, ebenso wie ich, zu der schreibenden und denkenden Zunft gehören. Das freut mich. Wir sind viel zu wenige. Und ich weiß, es werden nicht mehr von unserem Schlag. Im Gegenteil. Gerade die herrliche Mischung von Dichtung und klugem Gedankengut scheint auszusterben. Sie läßt sich eben nicht so leicht verkaufen. Aber da Sie selbst offenen und lesenden Auges durch unsere einst so reiche und derzeit jämmerlich verdorrnde Welt schreiten, dürfte Ihnen dies nicht entgangen sein, so unübersehbar wie es für unsereins doch ist.

Zu meinem Bedauern ist es mir bisher nicht geglückt, Hagen eines Ihrer Werke zu entlocken. Es ehrt ihn, Ihre Interessen derart gewissenhaft zu wahren, Sie haben, so erkenne ich hieraus, in ihm einen wahren Freund gefunden. Ich beglückwünsche Sie hierzu. Sollte diese Freundschaft bezeichnend für ihre Arbeiten sein, so würden sie mit Sicherheit sowohl ganz nach meinem Geschmack als auch von bewundernswertem Gehalt und Größe sein.

Ich verstehe sehr wohl Ihre Zurückhaltung, was die Veröffentlichung oder Weitergabe Ihrer Schriften angeht, zweifelt man doch als Verfasser stets an deren Richtigkeit und Qualität, im Grunde an allem, zumindest sollte man dies. Dennoch bitte ich Sie auf diesem Wege höflichst, mir diese oder jene Zeile zukommen zu lassen. Ich bat Hagen, Ihnen nichts von meinem Interesse an Ihren Werken zu berichten, zu leicht erliegt man doch der Gefahr, alles nach dem Bedürfnissen des Lesers auszurichten und so den eigenen freien Einfluß aufs Geschriebene zu verlieren. Auch habe ich keinen meiner Texte beigefügt, Sie sollen sich ja nicht nach mir und meinen Themen richten.

Sollten Sie sich entschließen, mir eine Antwort zukommen zu lassen, so bitte ich Sie, dieser ein Gedicht aus Ihrer Feder beizulegen. Die Wahl belasse ich bei Ihnen. Meine Antwort ist Ihnen versprochen.

*Es grüßt Sie freundlichst
Konrad Reimschmied*

Ich hatte die letzten Zeilen gelesen, da trat Musikus Trommler überraschend in den Unterricht und kündigte recht freudig an, bis auf Weiteres alle Stunden Schönners übernehmen zu wollen. Und als das Raunen, Tuscheln, Beschweren, der aufständisch wirkende Tumult und aller Unmut allmählich ausklang und das Brüllen Trommlers im Wirrwarr unseres Protests wieder verständlich wurde, faßte sich endlich irgendjemand ein Herz und stellte die alles erklärende und einzig wesentliche Frage des Warum.

Die Antwort traf uns schwer und gerade an diesem Tage wie ein Blitzschlag. Schönner war nach seinem Auftritt bei uns auf dem Weg ins Rektorat zusammengebrochen. Es hieß, es stünde schlecht. Trommler meinte noch, fast nebenher im Gehen, es wäre ohnehin absehbar gewesen, und es werde unter seiner Regie ebenso gut weitergehen, wenn nicht gar besser. Er rieb sich siegesgewiß, sein Ziel zum Greifen nahe, die skelettierten Finger, blickte hochnäsiger und mit eisig glühenden Augen über uns hinweg und verließ erhobenen Hauptes den Raum. Der Rest war Schweigen.

KAPITEL 15

Das Leben und auch die Schule ging weiter, wenn auch beschwerlich und trostlos. Mancher Sturm und manches Gewitter zog in jenen Tagen auf. Alles Lichte des Lebens war wieder etwas schattiger geworden und versank hier und dort schon fast im Schwarz des Alltäglichen und Gleichgültigen. Alles war mittelmäßig und absichtslos. Es schien, als sei nicht nur die Krankheit über den Rektor unserer winzigen Lehranstalt Herr geworden, es war, als brach mehr und mehr über die ganze Schule eine schlimme Seuche herein, die aus Schülern wieder Schüler und aus Lehrern Lehrer machte. Nicht mehr – nicht weniger. Sie machte die Lehrer zunehmend ungeduldig, aufbrausend, zornig und rasch schimpfend und heftig strafend. Sie ließ die Schulmeister uns nicht zartfühlend und leise ans Wissen heranführen, um Geschmack darauf zu machen, sondern wies sie an, uns noch mehr und derber als jemals zuvor Beine zu stellen und auf dies durchaus Wissenswerte mit der Nase fallen zu lassen, was uns jeden Appetit daran vergällte. Jeder ging der Erfüllung seiner unumgänglichen Pflichten nach. Niemand tat mehr – niemand weniger.

Schöner war inzwischen wieder leicht erholt und in ein Havelrömer Sanatorium eingewiesen worden. Sicher wäre es einer baldigen Genesung dienlicher gewesen, ihm eine spürbare Klimaveränderung zuzuführen. Doch damit war es nichts. Siegfried Schöner mag zwar schwer angeschlagen gewesen sein, doch war er noch allemal stark genug, seinen Dickschädel durchzusetzen. Für die Planung des Sommerfestprogramms unserer Schule war er! beauftragt. Er allein. Und die Zeit hierfür drängte. Er mußte alles von dort aus delegieren. Es war sein! Auftrag. Wäre es möglich gewesen, so hätte er ganz Fürstweil samt Feierlichkeiten ins Sanatorium verlegen lassen, und ich glaube fast, er spielte hin und wieder mit diesem reizvollen Gedanken.

Das wäre was gewesen! Behandlungsbedürftige gab es in Fürstweil ja zur Genüge, allerdings waren es weniger die körperlichen Gebrechen, eher die schweren geistigen Mangelzustände, die ich gern behoben gewußt hätte. Und so hing ich noch oft diesem Gedanken nach, schlechterdings scheiterte ich stets an einer einfachen, aber unlösbaren Frage: Wie sollte man all diese Patienten in Behandlung bekommen, wenn niemand unter seinem Zustand litt oder sich beklagte?

Später, als mich meine Schritte in diesen oder jenen Winkel der Welt trugen, stellte ich oftmals mit großem Erstaunen und nicht minderem Entsetzen fest, wie viele Fürstweiler es doch auf Erden gibt. Weiß Gott, ich war noch lang nicht überall, und eben darum hoffe ich inständig, daß es sich um zufällige Begegnungen und Häufungen handelte. Doch ich fürchte, ein bißchen Fürstweil ist überall. Und mir scheint, deren Bürger vermehren sich rasant und unaufhaltsam - und infizieren manch Gesunden. Manchmal frage ich mich, ob es nicht besser und zweckmäßiger wäre, die Welt kurzerhand zur Irrenanstalt zu erklären. Doch ich weiß, jene, die allzeit vorgeben, die Macht über alles Gute und Böse zu haben, auf diesen Vorschlag nur verwirrt, halb abwesend und unverständlich aus ihren edlen Zwangsjacken würden.

KAPITEL 16

Während Schöner von Havelrom die Fäden zog, begann sich das chaotische Knäuel der nebeneinander herlaufenden Sommerfestvorbereitungen allmählich zu entwirren, und an mancher Stelle ließ sich sogar so etwas wie Organisation erahnen.

Wie bereits erwähnt, übernahm Trommler Schöners Unterricht. Da der Musiker sich jedoch damit sichtlich übernommen hatte und außer Musik nichts anderes zu unterrichten verstand, quälte er uns zu jeder seiner Stunden, so auch im ursprünglichen Deutsch- oder Erdkundeunterricht, mit Chorproben. Drei Viertel des Unterrichts bestanden nun aus Musik und in endloser Wiederkehr sangen wir Lieder über Lieder, immer dieselben, wenig fröhlichen. Mitunter fragten wir uns, ob wir Gesang für ein vergnügliches Fest oder für eine Totenmesse einstudierten.

Alles begann recht harmlos in den ersten Tagen Schöners Abwesenheit mit dem „Heidenröslein“, doch dann ging es Schlag auf Schlag. Zunächst das „Drei Lilien“, dann das „‘s ist alles dunkel, ‘s ist alles trübe“ usw. Ein fröhliches Halali könne jeder ins Horn stoßen, meinte Trommler, aber ein würdiges „Guten Abend, gut’ Nacht“ zu singen, bedürfe großer Kunstfertigkeit, man würde unsere Darbietung, je ernsthafter und tiefdringender sie werde, noch mehr und noch über viele Jahre in bester Erinnerung behalten.

Wir brachten hierfür kaum Verständnis auf, immerhin sollte sich unser musikalische Teil der Veranstaltung auf die vorgerückten Stunden beschränken, also dann erklingen, wenn Bier und Wein bekanntermaßen in Strömen fließen und keiner Muße für schwere Kost in Form von getragenen Melodien hat. Fürstweilern sollte man, so war es allezeit, ohnehin nicht mit Kunst und Kultur kommen. Vor allem nicht beim Saufen.

In einem hatte Trommler somit Recht, wenn er dieses Repertoire beibehalten würde, wäre es auf Jahre Gesprächsthema.

Mein Vater, der gewohnheitsmäßig am Abend fragte, was uns am Tage beigebracht wurde, fand Trommlers Eifer erstaunlich amüsant und ließ sich dessen Vorhaben genauestens berichten. Hin und wieder parodierte ich diese oder jene Szene aus seinem Unterricht, wobei sich mein Vater und Marike vor Lachen fast benetzten.

An diesem einen Abend hatte sich Marike bereits auf ihre Kammer zurückgezogen, sodaß mein Vater und ich allein am Küchentisch übrigblieben.

Als ich jünger war, saßen wir oft bis in die späte Nacht auf die gleiche Art an jenem Tisch; aber irgendwie war diese Tradition in den letzten Jahren meines Heranwachsens verlorengegangen und klaffte nun, da ich mich oft zu dieser Zeit zurücksehnte, wie eine schmerzvolle Wunde.

Obwohl sich mein Vater in diesen Tagen sehr in sich zurückzog, wurden unsere Gespräche wieder ein Stückchen intensiver und gelangen leichter. Wir sahen darin weniger Unterhaltungen von Vater zu Sohn, vielmehr von Mann zu Mann oder zwischen zwei Freunden, so empfand ich es jedenfalls. Wir hatten begonnen, vertrauter miteinander umzugehen, neugierig zu sein und waren bereit, einander kennenzulernen. Vater akzeptierte mich zunehmend als gleichwertigen und ernstzunehmenden Gesprächspartner. Manchmal, wenn wir früher zusammensaßen, wußte ich kaum, was ich erzählen sollte. Meinem Vater erging es wohl ebenso, und so wichen unsere Blicke einander aus, um diese Unsicherheit nicht offenkundig werden zu lassen. Ich weiß, jeder hätte gern ein Gespräch begonnen, doch je länger man schwieg, desto mehr schnürte es einem die Kehle zu. Doch nun, da wir an Trommler einen gemeinsamen Feind hatten, wurde alles anders. Die ersten Seile über der Kluft zwischen Vater und Sohn waren gespannt worden, und von Tag zu Tag wurden, von beiden Seiten her, mehr und stärkere Bretter aufgelegt. Und so kamen wir einander langsam und behutsam, aber sicher, näher. Meist tat mein Vater den ersten Schritt, wie auch an diesem zweiten Juniabend:

„Der Trommler soll bloß aufpassen! Wenn der diese Totengräberträllerei wirklich aufführt, wird er das Echo so schnell nicht vergessen. Und du, Hannes, solltest besser achtgeben; mit fliegenden Krügen ist nicht zu spaßen. Na dann guten Abend, gut' Nacht! Ich sollte dich demnächst vielleicht an einem Konservatorium anmelden, nicht wahr?“

„Besser nicht. Ich mag keine Noten mehr sehen. Aber ich könnt mir denken, dort wird weniger Musik unterrichtet als an unsrer Schule.“
„Na gut, dann eben nicht! Die Wahl fiele mir eh nicht gerade leicht. Mmh-, was unterscheidet Fürstweil schon von Salzburg? Aber ernsthaft: Laß dir die Freud an der Musik nicht nehmen, sie selbst ist es nicht, die dir das Singen vermiest, allein der Trommler liegt dir auf den Nerven. Glaubst du eigentlich, Schönner wird noch vor dem Fest wieder aus dem Sanatorium entlassen?“

„Kaum. Vielleicht ist es auch ganz gut so, wenn Schönner hört, was

uns der Musikus einstudiert hat, trifft ihn endgültig der Schlag.“

„Oh ja, der Ärmste. Was hältst du eigentlich davon, ihm einen kleinen Besuch abzustatten? Wie wäre das?“

„Fantastisch! Ja gern, Papa. Aber-“

„Aber, aber. Kein Aber! Ja oder ja?“

„Ja! Aber – ich meine die Schule, und er wurde doch nach Havelrom gebracht.“

„An einem Wochenende. Den Musikunterricht darfst du natürlich um nichts versäumen! Du hast ja viel zu wenig davon-“, sein kräftiges Lachen unterbrach ihn, er stopfte eine seiner liebsten Pfeifen, zündete sie an und schmauchte schon eine Weile genüßlich, als er nochmals das Wort ergriff:

„Es ginge aber erst in einigen Wochen. Ich müßte ohnehin öfter nach Havelrom, und wenn du möchtest, darfst du demnächst deinen alten Vater begleiten, wenn's dir nicht zu peinlich ist, dich mit mir in der Stadt sehenzulassen.“

„Ach woher!?“

„Tu dir aber selber den Gefallen und erzähle dort niemandem, woher du kommst. Das könnte wirklich peinlich für dich werden.“

„Ich werd's mir merken. Du hast dort sicherlich Verpflichtungen; werd ich dir nicht zur Last fallen?“

„Das laß meine Sorge sein. Es wird Zeit, daß du mal hier raus kommst. Fürstweil ist nicht unbedingt der Nabel der Welt für einen jungen Burschen wie dich. Es geht hinter unseren Stadtmauern noch weiter!

„Ich hatte es schon vermutet!“

„Ach was? Ja ja, hast halt ein helles Köpfchen, wie alle Weidners. Was ich dir jetzt sage, sollte aber unter uns bleiben. Es ist bis heut ein gutbehütetes Geheimnis gewesen, kaum ein Fürstweiler weiß davon. Nicht einmal der Bürgermeister!“

Plötzlich stand er auf, schloß Fenster und Tür und schlich auf leisen Sohlen, wie ein Dieb in der Nacht, wieder an seinen Platz. Er blickte noch einige Male scharf in alle Ecken, kam nah zu mir heran und begann, mir flüsternd etwas anzuvertrauen:

„Ja, es ist wahr, Fürstweil ist nicht der Welten Nabel. Es liegt genau dahinter und ein kleines Stückchen tiefer!“

Wir lachten wie wir nur konnten, aber Vaters Stimme ertönte sehr bald wieder in ihrem normalen Klang:

„Wie auch immer, ich glaub, Havelrom wird dir gefallen, mein Sohn. Da gibt es echte Menschen mit Lebenslust, Verstand und Toleranz,

und viele andere Dinge, denen man hier niemals begegnen wird.“
Er lehnte sich zurück, zog nachdenklich an seiner Pfeife und fuhr mit einigem Glanz in den Augen fort:
„Ja, es wird dir gefallen. Deine Mutter liebte Havelrom über alles. Und ich glaube, du wirst dort gut hineinpassen. Ach ja-“, er stopfte seine Pfeife noch einmal liebevoll nach und ergänzte alsbald: „Ach ja, der Sache mit den Strafbädern bist du wohl allmählich entwachsen, die legen wir künftig besser ersatzlos zu den Akten.“
Er schmauchte halb zu End, stellte eine kleine Kerze ins Fenster und begab sich bald zu Bett.

KAPITEL 17

Im Grunde waren die Schüler Fürstweils in diesen Tagen so froh und glücklich wie es Schüler außerhalb der Ferienzeit nur sein können; frei und zu allen Wundern fähig. Die von allen ungeliebten Hausaufgaben fielen aufgrund Trommlers eintönigem Unterricht weg, und so sah man in dieser Zeit, wo man auch hinblickte, auf allen Straßen und Gassen muntere Buben und aufgeweckte Mädchen unbeschwert ihren Spielen nachgehen.

Auch Hagen und ich hatten nun mehr Zeit für uns und unsere Interessen. Mein Vater hatte, wie fast alle Eltern unseres Ortes, vor dieser Situation kapituliert. Es waren ja nur noch drei Wochen bis zu den Sommerferien, und da, so wie es aussah, nichts dazu beitragen konnte, meine Noten in Mathematik und Erdkunde noch aufzuwerten, lockerte er alsbald die Zügel und erlöste mich vom täglichen Büffeln. Außerdem durfte ich ungewöhnlich lange des Abends aufbleiben, offiziell an jedem Tage dichten und wurde fast gänzlich von der lästigen Hausarbeit freigesprochen.

Hagen wurde von seinem Vater dazu verdonnert, die letzten morschen Biberschwänze durch neue zu ersetzen, aber auch diese Arbeit war schnell und gut getan und somit hatte Hagen wie ich alle Pflichten erfüllt. Ein wahrer Schlendrian machte sich während dieser Zeit unter den Kindern der Stadt breit. Doch es war herrlich. Hagen hatte vorgeschlagen, unser altes Vorhaben, am Bacchus eine Baumhütte als eine Art Denkerklausur zu errichten, endlich in die Tat umzusetzen. Und wir begannen bald, uns eine geeignete Baumgruppe zu suchen.

Sie ward gefunden.

Einige Meter vom Ufer entfernt, an der schmalen Nordseite des Sees, sollte dies höhlenartige Bauwerk entstehen. Ich stibitzte mir einen Stapel Bretter, einige Hände voll Nägel und ein Häufchen rostiger Scharniere aus dem Sägewerk. Hagen konnte sogar noch ein paar Biberschwänze beisteuern, und ohne jeden Plan begannen wir draufloszuhämmern, zu sägen, zu prüfen und, wo etwas einfach nicht zusammenpaßte, wieder abzureißen.

Hagen legte zuzeiten ein derartiges Tempo vor, daß einen schon beim Zusehen heiß zumute wurde und einen Schwindel packte. Es war mir einfach nicht möglich, mit ihm schrittzuhalten. Während ich einen Nagel unter Anstrengungen, ohne ihn dabei zu verbiegen oder meinen Daumen zu verbläuen, ins Holz schlug, hatte Hagen bereits

drei oder vier Spinte ins Brett getrieben. (Und ich sollte, wenn es nach meinem Vater gegangen wäre, eines Tages Zimmermann werden!) Aber wir führten, wie es jetzt vielleicht klingen mag, unter uns keinen Wettstreit. Jeder tat sein Bestes, und dies zu wissen, genügte dem anderen, um sich nicht ausgenutzt vorzukommen. Somit entstand wieder einmal zwischen meinem Freund und mir etwas wahrlich Gemeinsames und Eigenes, das uns, auch wenn Sturm und Zeit es dereinst vernichten würden, niemand gänzlich nehmen konnte.

Es ward kein besonders großes Baumhaus, eher ein zweckmäßiges, gemütliches; es hing auch nicht weit oben nahe den Wipfeln, es war ungefähr einen Mann breit, begann so etwa einen Meter über dem Boden und genügte in der Höhe gerade, um Hagen einen Bückling zu erlauben. Dafür war es aber gar nicht gebaut worden, es sollte Geburtsstätte und Hort unserer Gedankenschätze, Zuflucht vor der Welt und ein gemeinsames Heim für uns sein. Es war durchweg stabil geworden, was damit zu begründen ist, daß wir eigentlich längst aus dem Baumhausalter heraus waren und oft analysiert hatten, warum das eine oder andere Häuschen unserer Kameraden früher oder später einfach einstürzen mußte.

Hin und wieder stellten wir trotz unserer einstigen Analysen und Beobachtungen fest, mitunter die gleichen dummen Fehler wie alle anderen gemacht zu haben, was aber, wenn es noch irgend möglich war, alsbald korrigiert wurde und uns stolz über die anderen Architekten und Baumeister stellte.

Da die Biberschwänze, entgegen allen Erwartungen, nicht genügte, bedeckten wir das Dach zusätzlich mit etlichem Blattgrün und uns geeignet scheinenden Zweigen, was ihm einen ungewollt exotischen, von uns rasch liebgewonnenen Hauch verlieh. Ferner hatte dies Meisterwerk an jeder Seite ein Fenster mit echten Läden und nach Süden hinaus eine schwere, nach oben klappende Tür, die durch einen festen Stamm offen gehalten wurde, sowie einen einzigartig schönen Blick auf den Bacchus und sogar die letzten Meter des Kains darbot.

Wir hatten schon viele Baumhäuser gesehen, namentlich die unserer Mitschüler, doch keines schien uns so prächtig und unzerstörbar wie dieses gewesen zu sein, zumal es unser erstes gemeinsames war. Sicherlich lag dessen Anmut allein in unseren Augen, und sicherlich war es kaum anders als andere dieser Art, doch es war das unsrige und daher unvergleichbar.

Nach und nach gingen wir daran, unsere Klause mit allerlei Schätzen, die Jungs eben als kostbar achten, und möbelähnlichen Dingen einzurichten: ein paar Hufeisen, die Hagen bei meinem Onkel verschwinden ließ; eine alte, längst stehengebliebene Taschenuhr und ein blankes Zigarettenetui meines Großvaters; nie gelesene und darum gut erhaltene Bücher, eine abgekaute Pfeife von meinem Vater, ein im See gefundenes, verrostetes Ritterschwert, einen zerfledderten Taschenkalender aus unserem Geburtsjahr und dergleichen mehr.

Vieles davon hatten wir jahrelang in irgendeinem Versteck gehütet, vieles liebten wir so sehr wie das Leben, und bei manchem konnten wir nicht einmal sagen, wann oder wie es in unseren Besitz gelangt war, so weit reichten mitunter die Erinnerungen kaum zurück. Es waren Reliquien, Heiligtümer aus den Tempeln unserer Kindheit; Zeugen, Begleiter und Freunde, die uns nicht täuschen oder enttäuschen konnten.

Zu guter Letzt versuchten wir, noch zwei Hocker und einen selbstgebauten Tisch, der dem aus meinem Traume zum Verwechseln ähnelte, aufzustellen, was aber aufgrund all der Antiquitäten unmöglich geworden war. So stellten wir diese Dreierformation terrassenwürdig vor die Hütte und saßen oder lagen fortan auf dem Boden, inmitten unserer verblühenden Kindheit.

Mögen sich unsere Gedanken und unser Handeln auch sonst noch so von denen aller anderen Jugendlichen der Welt unterschieden haben, so zogen wir doch in der Sache unseres Baumhauses mit ihnen gleich. Und wir bereuten keinen Augenblick und keine Mühe, die es uns gekostet hatte.

In den Tagen nach dem spontanen, recht bescheidenen Richtfest und geschenklos ausgefallenen Blutsbrüdertag saßen wir meist andächtig bis zum Sonnenuntergang beieinander, redeten lang über unsre Leben und schauten wehmütig auf den ruhenden See.

Wir wußten, daß nun der vorletzte Sommer kommen würde, in dem wir so, vom Erwachsenenleben verschont, zusammen sein konnten. Worüber wir sprachen, was wir auch anfangen, wir drehten uns im Kreise. Wir spürten etwas enden, etwas sterben – und es starb in uns, langsam und stechend. Wir jammerten und klagten und beweinten unsren baldigen Tod.

Wir sprachen oft von jenen süß duftenden Kindertagen, in denen wir uns nichts sehnlicher wünschten, als erwachsen zu werden. Und nun blickten wir zurück und mußten feststellen, Unzähliges – jetzt als

wertvoll Erkanntes – verschenkt zu haben. Was hätten wir in unsren
frühsten Jahren dafür gegeben, endlich und für immer den
einengenden Kinderschuhen zu entwachsen und auf großen Füßen in
die wunderbar anmutende Erwachsenenwelt hinauszugehen! Wieviel
Kindheit hatten wir an diesen Wunsch verschenkt und wie viel hätten
wir fortan dafür gegeben, ihn niemals ausgesprochen zu haben.

Er war uns erfüllt worden und unwiderruflich.

Doch der schlimmste Schmerz hieß, es schon hier - um so vieles zu
früh - erkannt zu haben. Es tat weh und machte das Leben um vieles
bitterer.

Wir waren erwachsen. Wir waren längst gestorben.

In der Dämmerung irgendeines trüben Abends sammelten wir alle
Habe aus unserer Hütte zusammen, taten die einzige gemeinsame
Fotografie dazu und breiteten alles noch einmal auf einem weißen
Leinentuch aus. Schließlich knoteten wir es andächtig und sorgsam
an den Ecken zu einem Säckchen zusammen und schwammen damit
zur Mitte des Sees hinaus, um es an dessen tiefster Stelle auf Ewigkeit
zu versenken.

KAPITEL 18

Unterdessen waren die organisatorischen Vorbereitungen für das Sommerfest abgeschlossen und man probte nur noch. Der Anglerverein brachte, wie auch die Jäger, die Lateinkenntnisse auf Vordermann, die Tanzgruppen schwangen die krampfadrigen Beine, die Blaskapelle blies routiniert miserabel unter der Leitung ihres Kapellmeisters, dem Krämer Schnürli, in ihre verbogenen und verbeulten Hörner. Überall wurde gebacken, geräuchert, gefeilscht, gebastelt, bestellt... Und immer wieder wurde Neues beschlossen und begossen und begossen und begossen... Man probte halt. Plötzlich war der Fürstweiler Anzeiger zu einer Art Weihnachtskalender im Sommer geworden. Von nun an zählte die Stadt vortrefflich die Tage vor der langersehnten Bescherung, und neben all den sensationellen Neuigkeiten vom Sommerfest fand namentlich in den Inseraten nur noch der Tod statt, der in jenen Tagen allerdings recht behutsam mähte. Er schien entweder ebenfalls mitten in den Planungen für etwas Großes zu sein, oder die sterbenskranken Bürger waren sich einig, auf keinen Fall vor den Feierlichkeiten das Zeitliche zu segnen. Ganz anders ging es in unserer Schule zu.

Dort sorgte Musikus Trommler unerschrocken für eine äußerst beachtliche Sterberate. Man starb und starb. Er war nicht zu bremsen. Die Ideen gingen ihm einfach nicht aus. Endlich stand irgendwann der Ablauf des Festprogramms. Nach einer rührenden Ankündigung, die allmählich, aber gänzlich nahtlos in das Hauptthema unserer Lieder mündete, sollten wir mit Brahms Wiegenlied beginnen, darauf folgend im steten Wechsel mit deklamierenden Vorzeigeschülern und blasmusiksüchtigen, stampfenden alten Weibern unser Können präsentieren. Ein gewagtes Unterfangen.

Schönner stand in ständigem brieflichen und telegraphischen Kontakt mit der Schule und arbeitete offenbar mindestens genauso hart als wäre er dabei gewesen. Schönner kümmerte sich vordringlich um den reibungslosen Ablauf und kaum um Inhalte. Genau das Gegenteil wäre von Nöten gewesen. Es wäre niemandem aufgestoßen, wenn zweimal hinter einander gesungen oder viermal am Stück gestampft worden wäre, allerdings einen Totentanz aufzuführen, barg das Risiko, eine Revolte heraufzubeschwören. Und jeder von uns Schülern wußte genau, wer am Ende gelyncht werden würde. Trommler ließen diese Bedenken kühl und unbeirrt. Er ging

weiter seines Weges und wir Schüler schlossen erste Wetten darüber ab, ob es dessen letzter sein würde.

Richard Weidner, mein Vater, wurde in diesen Tagen, wie alljährlich zur Sommerfestzeit, zunehmend unansprechbar. Für jedermann ersichtlich, schienen sich all seine Gedanken allein um eine Sache zu drehen, doch war es nicht jene Sache, der sich alle Fürstweiler auf Wochen, ja Monate verschrieben und auf die sie ihr ganzes Leben ausgerichtet hatten. Er fieberte nichts herbei und tat nichts dafür, daß baldigst etwas geschehen würde. Auch wünschte er nicht, all dies wäre schon vorbei, ebenso lag es ihm fern, hierfür etwas zu tun. Er registrierte wohl, was um ihn herum geschah, er nahm nur nicht teil; nicht auf jene Weise wie alle – und doch war er sich weit mehr und inniger mit seinen Sinnen und Gefühlen jener Tage bewusst als ganz Fürstweil. Er war spürbar bedrückt von einer großen Kümmeris und niemand hätte ihn besser verstehen können als ich.

Vor vielen Jahren, mitten in eben solch lauen Frühlingstagen, hatte er meine Mutter kennengelernt. Einige Feste darauf, um ihr drittes Ehejahr, hatte sie uns verlassen. Ebenfalls in solchen Tagen.

Ich war gerade ein knappes Jahr alt als sie ging, somit kann ich mich nicht an sie erinnern. Ich kannte sie auch kaum aus Erzählungen, und wenn, dann nicht aus denen meines Vaters. Er sprach nicht gern von ihr, folglich blieb auch immer unausgesprochen, warum sie über Nacht Fürstweil, uns, ja all ihr Leben hinter sich ließ.

Man spürte, wie nahe es meinem Vater ans Herz ging und wie weh es ihm dort tat, wenn ich ihn nach all diesen Dingen befragte. Er zog sich dann stets auf Tage zurück, umging mich und nahm Aufträge an, die es gar nicht gab, nur um aus dem Hause zu kommen. Er saß dann manchmal stundenlang auf irgendeinem Holzstapel vor dem Sägwerk, rauchte und starrte still leidend aufs Fürstweiler Land und unser Haus hinab.

So lernte ich über die Jahre, aus Liebe zu schweigen. Eine Gewißheit erlangte ich allerdings aus seinem Leiden: Er mußte meine Mutter sehr geliebt haben. Denn er hat im Leben viele Schläge hinnehmen müssen und all dessen Narben trug er, ohne auch nur eine zu bereuen oder verbergen zu wollen, offen als ein Teil seines Lebens im Gesicht. Er sprach darüber und stand dazu. Aber nichts von alldem traf ihn so sehr ins Innerste, wie der Fortgang seiner Frau, meiner Mutter, nichts ließ die ihm eigene Wortgewalt verstummen.

Mich selbst traf es hart und wenig zugleich, keine Mutter im Hause zu haben. Ich kannte das Leben mit einer Mutter nicht, also konnte

ich es nicht vermissen. Mitunter, wenn sich die Jungs aus der Nachbarschaft mit ihren Müttern, die sie bei Kaffeekränzchen peinlich vorführten, darüber in den Haaren lagen, war ich froh, daß mir dies alles erspart blieb. Mit Ausnahme der raren Pflichtbesuche bei Tante Henriette, die rasch zufrieden zu stellen war, wenn man ihr das schöne, saubere Händchen hinhielt. Eine Mutterfigur war Henriette nicht.

Ich hatte Marike!

Sie war die einzige Frau, die mir von Kindesbeinen an zur Seite stand, und die einzige Frau, von der ich unumwunden sagen kann, sie geliebt zu haben. Sie war die ideale Ersatzmutter - sie war eine Freundin. Sie war eine, die mich, wenn es nötig wurde, sogar vor meinem Vater in Schutz nahm.

Dies war die eine Seite, die oberflächliche, alltägliche.

An manchen Tagen jedoch quälte mich die Sehnsucht nach mütterlicher Nähe und Wärme, das Verlangen nach Gesprächen, das Bedürfnis, jemandem jene Dinge anzuvertrauen, die ein Knabe weder seinem Vater noch einer mutterähnlichen Freundin wie Marike und auch nicht seinem besten Freunde anvertrauen kann. Dies waren die Tage, an denen es mich manchmal zum Sägewerk zog, wo ich mich still leidend auf irgendeinem Holzstapel niederließ und auf unser Haus niederblickte.

Am meisten schmerzte, nichts von Mutter zu besitzen, keine Fotografie, keine Zeichnung, nicht einmal einen Brief. Mein Vater hatte, so erzählte man mir, sicher zu seines Herzens Schutze, alles, was ihn an meine Mutter erinnern konnte, irgendwann den Flammen übergeben.

Manchmal, wenn fremde Frauen in die Stadt kamen, legte ich vor meinem inneren Auge deren Züge über die meinen und verglich sie in der Hoffnung, eines Tages meine Mutter hierdurch zu finden, oder zumindest eine Frau, die es hätte sein können. So hoffte ich viele Jahre, meine Mutter würde zu uns zurückkommen, wie ich auch hoffte, sie ohne Hilfe und als erster zu erkennen. Es blieb mir versagt. Selbst wenn ich dann und wann glaubte, sie erkannt zu haben, wagte ich es nicht, jene Frau anzusprechen. Zu groß waren die Zweifel; meine Mutter hätte ja letztlich auch ausgewandert oder gar gestorben sein können. Aber auch diese Feigheit tat weh. Es war ja ebenso denkbar, daß ich ihr, gerade weil mir jener große Mut fehlte, niemals begegnen würde und ich ihr niemals all meine Fragen stellen könnte, ihr alles sagen, anvertrauen.

Merkwürdigerweise hegte ich gegen meine Mutter keinen Zorn darüber, daß sie uns wie die berüchtigte Rabenmutter verlassen hatte; zu stark war die Ungewißheit, ob sie nicht mit Recht gegangen war, weil ihr vielleicht ein größeres Glück gewunken hatte und sie diesem hoffnungsvoll entgegenging. Sie würde, so tröstete eine Stimme in mir, sicherlich ihre guten und wichtigen Gründe gehabt haben.

Ebenfalls fiel es mir schwer, das ewige Schweigen meines Vaters zu deuten. Ich vermochte nicht zu sagen, ob er selbst nicht wußte, warum sie fortgegangen war, oder ob er es mir schlicht unterschlug, ob dies Schweigen ein Verschweigen war oder ein stilles Ergründen. Vielleicht war gerade sein Vorschlag, mich mit nach Havelrom zu nehmen, ein sicheres Zeichen dafür, daß sich der Tag ihres Fortgehens wieder einmal jähren würde.

Dieser Ausflug mag von ihm als Flucht vor dem Gestern geplant gewesen sein. Eine Flucht, bei dem ihn das einzige begleitete, was ihm vom Traum einer Familie, vom Gestern geblieben war.

Ich.

So war diese Flucht vielleicht auch Zuflucht, würden wir dort doch mehr als irgendwo auf Pfaden des Vergangenen wandern.

Ein seltsames Gefühl stieg in mir mit dem Wissen auf, dort in Bälde Wege zu beschreiten, die meine Mutter so gern gegangen war. So würden wir, wenn auch nur im Geiste, wieder vereint sein – für einen kurzen Tag, für die Dauer eines Ausfluges ins Gestern.

Es war einer von diesen ungewohnten und zugleich vertrauten Gedanken.

Zu Sommerfestzeiten kamen mir folglich mitunter Fragen in den Sinn, die ich mir zuvor niemals gestellt hatte. Ich hinterfragte dann oft die regelmäßigen geschäftlichen Reisen meines Vaters nach Havelrom, die meist überraschend anstanden und keine wesentliche Veränderung seines gewöhnlichen Arbeitstages oder unserer Finanzen folgen ließen. Es beschlich mich dann zuweilen der Verdacht, es gäbe gar keine Havelrömer Auftraggeber und er würde einzig und allein dorthin fahren, um nach verwehten Spuren und glücklichen Stunden längst vergangener Tage zu suchen.

Alles schien mir möglich.

Und erstmals in meinem Leben bereute ich, meinem Vater bei seinen Erzählungen von neuen Aufträgen und Havelrömer Erlebnissen nicht so recht aufmerksam zugehört und zu wenig Sachverstand angesammelt zu haben, um vieles hinterfragen zu können.

Diese zweifelnden Gedankenspiele schienen mir aber bald unberechtigt und haltlos, er hätte es mich wissen lassen können. Ich hätte es verstanden.

Aber es war eine gemeinsame Fahrt nach Havelrom geplant, wobei ich sicherlich Zeuge geschäftlicher Verhandlungen werden würde. So räumte seine Einladung all meine bisherigen Bedenken aus der Welt und dämpfte alle Vermutungen.

KAPITEL 19

Der Wind trieb in jenen Tagen von Süden her den mir ungeliebten Sommer heran, doch auch manch Erfreuliches und Schönes lag in der Luft. Manch Wärme, die sich nicht in messbaren Temperaturen niederschlägt, ließ er mich erfahren.

Ich erfreue mich auch heute noch an jenen wenigen Wochen. Vieles geschah, was nicht hierher gehört, was nur Beiwerk wäre, oder was mir zu wertvoll ist, um es zu teilen, was ich allein für mich bewahren möchte.

Unter alldem fand sich aber auch viel Skurriles, Absurdes, Lächerliches, alles von jener Sorte, die man erlebt haben muß, weil keine Erzählung eines noch so begnadeten Schreibers alldem gerecht werden könnte. Da ich mich nicht als solcher empfinde, werd' ich es nicht versuchen.

Über alles, was ich hier zu verschweigen gedenke, hatte ich vieles vernachlässigt, was mir zu andern Zeiten unaufschiebbar und Priorität gewesen wäre. So war auch Reimschmieds Brief und dessen Beantwortung wieder und wieder aufgeschoben worden. Auch schrieb ich damals kaum Gedichte, zumindest brachte ich nichts zu Papier, das ich mir jemals veröffentlicht wünsche, was den Namen Gedicht verdient hätte.

Hier fällt mir ein, bislang nicht erwähnt zu haben, wer Konrad Reimschmied eigentlich war und warum er von mir wußte. Doch darf ich es nicht schuldig bleiben, so trag' ich's hiermit nach:

Reimschmied war ein junger, erfolgloser Autor, der in all seinen Jahren von der Welt mißachtet und vergessen wurde, noch bevor man dessen Namen und Werk wirklich bemerkt hatte.

Hagen half gerade beim Fürstweiler Anzeiger aus, als Reimschmied sein erstes, zur Publikation scheinbar geeignetes Manuskript zum Abdruck anbot. Es war ein bescheidener Band sorgsam ausgewählter Gedichte, der so dünn geraten war, weil sein Autor wieder und wieder diesen oder jenen Vers entfernt hatte, jene Gedichte eben, zu denen er kein allzu gutes Verhältnis pflegen konnte. Vielleicht fand man in jenem Büchlein keine Poesie, die jemals der großen Weltliteratur anheimfallen konnte, dazu bediente sie sich einer zu gewöhnlichen, schnörkellosen, für jeden zugänglichen Sprache. Auch trug sie hierfür in allen Zeilen die allzu sehr unverkennbaren Züge des Verfassers, welche jede Eingliederung in die Reihe von Faust,

Wilhelm Tell und Hamlet vollends verbaute; man bedenke doch, daß die Grundlagen jener Meisterwerke keineswegs aus den Federn ihrer hochgepriesenen Meister geflossen waren, sondern aus Volksweisen oder Märcen herrührten.

Reimschmied hatte über sich, seine Leiden, seinen Schreibzwang und -drang und der damit verknüpften Enthaltbarkeit am Leben geschrieben. Doch wen interessierte das schon?

Jedenfalls keineswegs den Fürstweiler Anzeiger.

Die Redaktion wimmelte den unsicheren und im Umgang mit Journalisten unerfahrenen Poeten sogleich, ohne auch nur einen Blick in den Text geworfen zu haben, wie einen lästigen Bittsteller ab. Man schob ihn mit diversen verbalen Abweisungen hinaus, es hieß, man habe genug eigene fähige Leute (und man meinte Schmierfinken wie Werner Hintritt!) und könne sich vor großen Themen (wie Sommerfest und Todesanzeigen) kaum noch erwehren.

Es waren solche, in Redaktionen üblichen, arroganten und ignoranten Da-kann-ja-jeder-kommen- und Was-will- der-denn- Ausreden.

Der einzige, der in jener Redaktion wahrhaftes Interesse für Werk und Autor zeigte, war Hagen, der mehrmals heftig für den eingeschüchterten Dichter um Gehör kämpfte, welches den abgebrühten Redakteuren von einem Kind jedoch nicht herauszuzwingen war.

Es entwickelte sich zwischen dem gestrauchelten Konrad und Hagen ein kurzes, jedoch umso bereichernderes Gespräch, in dem mein Freund sehr bald den gewaltigen Wert dieses Gedichtbandes erkannte: Er hatte darin etwas entdeckt, was selbst dem Verfasser bis zu dieser Zeit verborgen geblieben war. Es war deren Einmaligkeit. Ja, diese Zeilen und das Herzblut mit dem es geschrieben war, gab es so, wie es eben dort stand und wie es erlebt war, nur dieses eine Mal. Sicherlich hatten viele versucht, die Sage des Prinzen von Dänemark zu erzählen, doch noch niemand hatte vom Leben des Konrad Reimschmied berichtet.

Wie auch?

Es kannte ja niemand, außer ihm.

Vor allem wäre es keinem außer Reimschmied geglückt, diese Geschichte belegbar bis zu Ende zu erzählen, der Tod hatte es ja noch nicht diktiert. Dies noch unvorhersehbare Ende verhinderte zwar vorerst den Einmarsch in die Weltliteratur (denn bekanntlich sind deren Helden und Autoren ja oftmals erst nach ihrem Tode von

Bedeutung), doch war dieser Gedichtband etwas viel Größeres als das Vermächtnis eines überbewerteten, verwesten Klassikers; es war ein Lebenszeichen, ein Licht. Ein Licht, das den abgegriffenen, musealen Fliegenklatschen Goethes oder anderer nur geschadet hätte. Hagen sah als einziger dies Licht, die Glut deren flammender Worte, die, so heißblütig und sehnsuchtsvoll lodernd, weit mehr von ihrer Art forderten, daß seinem Herren gar nichts anderes möglich gewesen wäre, als in die leeren Seiten seines begonnenen Tagebuches mehr und mehr klare Linien, Bilder und Leben zu brennen, während die Flammen der einstigen großen Geister längst erloschen und nur noch in Spuren als Staub auf ihren eigenen Büchern vermutbar waren. Reimschmied, der von dieser Sicht und dem offensichtlichen Zuspruch, sowie den gegenteiligen, vorangegangenen Querelen etwas mitgenommen und verblüfft war, schlug Hagen vor, auf postalem Wege einen gelegentlichen Kontakt zu pflegen. Es wurde mehr daraus. Fortan führten die beiden einen regelmäßigen Briefwechsel, wovon mir mein Gefährte zuweilen berichtete, doch wohl nicht so oft und intensiv, daß es mich gedrängt hätte, mit ihm ebenfalls in Verbindung zu treten. Von Reimschmieds Seite her schien sich dies ganz anders zu verhalten.

KAPITEL 20

An irgendeinem Spätfrühlingstag, die glühende Hitze ließ keinen Ausflug zum Bacchus zu und Hagen war anderweitig eingespannt, zwang ich mich zur Disziplin und begann, einen Brief an Reimschmied zu formulieren. Ich scheiterte bereits an der Anrede. Sie mußte sorgsam gewählt werden, war ich doch dabei einem wahren Literaten, einem Poeten und Denker zu schreiben, einem Künstler, der sein Leben durch seine Kunst unterhielt, so wie ich es mir für mich selbst immer erträumte.

Dieser Brief mußte mit einem Paukenschlag seinen Auftakt nehmen, nur war mir dessen Klang noch unbekannt. Was war Konrad Reimschmied denn für mich? Ein Freund oder ein Herr, und wenn ein Herr, dann welcher Kategorie? Ein hochgeschätzter, geschätzter, sehr geehrter, verehrter oder werter Herr? Mit dem *Freund* verhielt es sich nicht anders, auch hier tat ich mich mit der Zuordnung schwer. Hätte ich mich für eine der unzähligen Möglichkeiten entschlossen, wäre mir der Rest des Briefes sicherlich auch nicht leichter aus der Feder geflossen, vielleicht wußte ich das und täuschte diese Schreibblockade nur vor. Vielleicht würde ich gar noch heut darüber brüten, hätten mich damals nicht die Eierkuchen, deren Süße aus dem Untergeschoß unseres Hauses zu mir hinauf duftete und mein mahnendes Magengrummeln von diesem Schicksal erlöst. Dieser süße Duft war nicht nur Erlösung, vielmehr ein Befreier; ein Bote, der verriet, daß Marike nicht im Hause war und mein Vater ihren Platz in der Küche eingenommen hatte. Dies stand für mich felsenfest, denn immer wenn Marike einige Tage von ihrem Dienst bei uns freigestellt war, um auf irgendeinem Hof auszuhelfen, briet mein Vater beinahe täglich und ganz für mich allein die köstlichsten Eierkuchen mit Apfelmus und Zucker, die ich jemals genießen durfte. Mein Vater selbst begnügte sich hingegen mit einem schlichten Butterbrot und einer heißen Brühe, die er, mich liebestreuend anschauend, genüßlich verzehrte. Auch wenn ich ihm oftmals genauestens auf die Finger schaute, wenn er diese Leckerei zubereitete, verstehe ich es bis heute nicht, ihr den gleichen wohligen Geschmack und Duft einzuhauchen. Ich weiß, es wird mir nie gelingen. Mein Vater brutzelte sie mit weit mehr als nur Eiern, Milch, Mehl. Er tat neben alledem wenigen seine ganze Vaterliebe mit hinein. Auch wenn ich sie nicht sah, so schmeckte ich sie bei jedem Bissen. Sie war da, unbestreitbar. Und sie lag nicht allein auf meinem Teller,

sie war überall und umschloß mich ganz und gar mit ihrem herrlichen Arom. Sie war es letztlich auch, die mir dies eine große Wissen mit auf meinen Weg gab: Gefühl verlangt Deutlichkeit. Eine Deutlichkeit, die nicht an gewaltige Worte gebunden ist, sondern aus mitunter winzigen Gesten herrührt, die für den Empfänger aber dennoch deutlich wie die Nacht ist.

Nachdem ich an besagtem Abend gewohnt reichlich, ja bis zur gewohnten Übelkeit einen tellergroßen Bratling nach dem anderen hinuntergeschlungen hatte, fühlte ich dem Platzen nahe. Doch es war herrlich, ein jedes Völlegefühl und jedes Bauchzwicken wert.

Und als sich mein Vater emsig auf den Abwasch stürzte, fehlte mir jegliche Muße, ihm dabei unter die Arme zu greifen. (Ehrlich gesagt, fehlte mir diese Muße eigentlich immer.) Und so verdrückte ich mich leisen Schrittes ins Halblicht unsrer Wohnstube, griff mir den Anzeiger vom Tage und ließ mich wie einen Mehlsack aufs Sofa fallen. (Was im Grunde kein gelungener Vergleich ist. Wann läßt sich ein Mehlsack schon aus freien Stücken auf ein Sofa fallen? Wie käme er denn dazu? Doch ich bin mir sicher, ließe sich irgendwann ein Mehlsack auf ein Sofa fallen, dann auf jene Weise, wie ich es damals tat.)

Es war eine harte und ermüdende Arbeit, die meternen Seiten mit den kleinen Artikeln dieser Zeitung umzuschlagen, aber das Drücken vor dem Abspülen, dem begonnenen Brief und meine unersättliche Leselust drängten mich, nach dieser schweren Mahlzeit noch etwas leichte Kost zu mir zu nehmen, der Fürstweiler Anzeiger schien mir hierfür ein gefundenes Fressen, auch wenn er mittels seines monströsen Äußeren Schwerverdauliches vortäuschte. Es waren nur eine Häppchenplatte. Bereits auf Seite 4 wurde ich fündig. Halbseitig, über dem Knick. Und wer hätte dies Dessert besser anrichten können als der Meister der Gerüchteküche Werner Hintritt, der sich dabei wieder einmal selbst in die Pfanne gehauen hatte und dem dies offenbar ein weiteres Mal entgangen war. Er verkohlte sich und die letzten Abonnenten in einem Gang. Hintritt versprach seiner Leserschaft, die wahrscheinlich aus nicht mehr als fünf Personen (sprich: ihm und der Redaktion) bestand, sie künftig in loser Folge an seinem medizinischen Fachwissen teilhaben zu lassen. Man geriet, so man Hintritt persönlich kannte, schon arg ins Grübeln. Und mancher, dem es so ging und der dies las, las es ein zweites oder drittes Mal und konnte es kaum glauben. Doch es stand dort unverrückbar: medizinisches Fachwissen! Offeriert von einem Mann,

der nicht einmal imstande war, einen gewöhnlichen Kater auszukurieren. In einem unbedeutenden Nebensatz erwähnte er beiläufig, Dr. van Gracht hätte ihn ein wenig („unbedeutend“) bei seinen Recherchen unterstützt, aber für jeden wurde hier klar, Hintritt schmückte sich wieder einmal mit fremden Federn. Doch wenn man weiterlas, stellte man fest, es mußte tatsächlich unbedeutend gewesen sein, denn dieser Artikel war aus nicht weniger als einem Dutzend zweifelhafter Bauernregeln, die er mit einiger Sicherheit aus ebenfalls ominösen Quellen geschöpft und zu diesem Machwerk zusammengebastelt hatte. In jener ersten Folge verschrieb er sich einem in jeder Hinsicht „brandaktuellen“ Thema, der akuten Bronchitis. Die kühn geschwungene Unterzeile des Titels tat jedem, der auch nur einen Hauch Niveau in einer Tageszeitung erwartete, schon aufgrund ihrer Schriftart weh - und dann noch der Wortlaut: „Wenn die Lunge rasselt“. Wobei ich hier nochmals anmerken möchte, daß es bereits Anfang Juni und von solchen Infektionen weit und breit keine Spur war. Aber Hintritt ignorierte den anstehenden Sommer, ebenso wie Verstand und Vernunft ihn allzeit umgingen. Doch die Krönung, das Sahnehäubchen all dessen, was er dort aufgetischt hatte, war der fettgedruckte Rubriktitle, der anmaßender hätte nicht sein können:

„DOKTOR HINTRITT RÄT“.

Abgesehen davon, daß sich da jemand, der gerade einmal fähig war, das Wort Doktor korrekt zu Papier zu bringen, frech diesen Titel selbst verliehen hatte, war in jenem Satz ein überaus makabrer und finsterer Beigeschmack festzustellen.

(Falls Sie, liebe Leser, zu jenen unzähligen gehören, denen in diesen drei Worten ein solcher nicht auf der Zunge brennt, sei kurz erklärt, daß der Name Hintritt eine heute nicht mehr gebräuchliche Bezeichnung für unser aller vorläufiges, weltliches Ende ist, den Tod. Nun zähle man eins und eins zusammen und man erhält den unverzeihlichen Fehlgriff eines Provinzreporters, der da lautet: Doktor Tod rät.)

Ich bin mir sicher, Hintritt hatte einfach die Sicht für die Bedeutung seines Namens verloren, wie es vielen geht, die Krautwurst, Böse, Schädlich, Hackbeil oder Geier heißen. Und jedem hätte ich einen derartigen Lapsus durchgehen lassen, aber nicht Werner Hintritt! Ich muß damals kurz über seinem Geschmiere, dem Amusement, der Verwunderung, meiner Ungnade und Übelkeit eingenickt sein, bis mich ein heftiges Poltern aufschreckte. Dies pochende, fordernde

Dröhnen kam nicht wie vermutbar aus der Küche, von etwa zerbrochenem Geschirr oder einem abgestürzten Kochtopf, es war mächtiger, bedrohlicher, ängstiger. Es schallte von der Haustür her. Ich rappelte mich mit lichtscheuen Augen auf, taumelte verschlafen, noch immer die aufgeschlagene Zeitung in der Hand, zur Pforte, um zu schauen, wer da so lautstark Einlaß begehrte.

Es war der Tod.

Und dieser Tod sah aus, wie man ihn sich vorstellte, bleich, mager, mit diesem für ihn typischen, entsetzlichen Schrecken im Gesicht, als ob er sich selbst begegnet wäre.

Doch da waren zugleich unverkennbare Anzeichen, die darauf deuteten, daß es sich hierbei nur um ein minderwertiges Duplikat des leibhaftigen Sensenmannes handelte: Er führte nicht einmal eine Sense oder etwas Ähnliches mit sich, statt dieser umklammerte er eine halbleere Weinflasche. Und der grausige Besucher roch, ja stank geradezu nach deren verbrauchtem Inhalt. Das untrüglichste Indiz für diesen Betrug, diesen Titelraub, war jedoch eine über dem linken Schläfenbein sitzende Wunde, die mit seiner rot-grün-bläulich geschwollenen Säufernase unstillbar um die Wette blutete. Der rote Lebenssaft tröpfelte auf unseren sandfarbenen Fußabtreter, um welchen es mir in jenem Augenblick am meisten leid tat. Nein – das war nicht der Tod. Der Schnitter blutet nicht – er läßt bluten! Hätte ich es doch nur damals schon gewußt, dann wäre meine Geschichte hier vielleicht bereits erzählt und viel Schlimmes wäre ungeschehen.

Als ich diesen verbläuten Trinker so röchelnd und schwankend vor mir sah, dachte ich, egal wer es gewesen sein mag, der ihm diese verdienten Schläge versetzt hatte, er mußte ein Held, ein wahrer Robin Hood, ein würdiger Nachfolger de Bayards gewesen sein. Da bisher kein Wort gefallen war, erkundigte sich in dieser Stille mein Vater, der sich noch immer in der Küche aufhielt, mit einer kurzen, präzisen Frage nach jenem lädierten Gast:

„Wer da?“

Ich versuchte, dies ebenso knapp zu beantworten:

„Nur der Tod!“

In jener Sekunde, ich wußte gar nicht, wie mir geschah, ließ der alte Hintritt die Weinflasche aus der Hand gleiten und sprang mir würgend an die Kehle. Er schüttelte mich in brutalster, meuchelnder Absicht und brüllte, als ob es an seine eigene Kehle gegangen wäre:

„Ich werd dich lehren, was der Tod- Du- Ich werd dir-“

Ich versuchte, zu entrinnen, seine schlingenden Hände von mir zu reißen. Ich trat, ich schlug, ich japste. Ich wollte schreien. Es ging nicht. Ich rang nach Luft und Stimme.

Vergebens. Es schien mir unmöglich, jenen blindwütigen Säufer von mir zu stoßen. Doch es mußte gehen! Ich fühlte mich zu jung zum Sterben. Ich mobilisierte noch einmal alle Kräfte, teilte nochmals Tritte und Schläge aus.

Endlich befreite mich ein gezielter, heftiger Schlag ans Kinn meines Angreifers aus dessen Klauen. Es war ein Hieb meines Vaters. Der Meuchler ging, wie zuvor seine Weinflasche, zu Boden.

„Wag das nie wieder! Hörst du? Nie wieder!“ schrie ihm mein Vater in die blutverschmierte und immer noch blutrünstige Visage, wobei er sich zu meiner Seite stellte und seine Hände schützend auf meine Schultern legte, um mich alsdann mit leiserer Stimme auf seltsame Weise zu beruhigen:

„Du hattest recht, Johannes, es ist der Tod.“

Niemals hätte ich zuvor geglaubt, daß mich solch ein Satz jemals hätte besänftigen können. Nun würde mein Vater eine Erklärung fordern. Er tat es nicht. Doch der Niedergeschlagene umso härter:

„Was soll das alles? Was will der Zwerg von wegen Tod? Was hast du ihm erzählt?“

Mein Vater wurde wieder aufgebracht:

„Nichts hab ich ihm erzählt! Wie könnte ich denn? Sag, was dich hertreibt und dann scher dich fort“

„Hagen will ich! Ist der Bastard hier? Hagen!? Hagen?! Dieser elende Bastard, dieses—“

„Er ist nicht hier! Oder siehst du ihn? Jetzt mach dich davon, ehe ich mich noch ganz vergesse! Raus! Verschwinde!“

Beinah auf allen Vieren kroch der alte Hintritt zur Tür, wo ihm mein Vater zum Abschied noch einen kräftigen Tritt versetzte. Ich mußte ihn fragen, ich mußte es unbedingt fragen, auch wenn mein Hals noch immer schmerzte:

„Warum ist der mir an die Gurgel gegangen? Was meinte er denn damit- Ich meine, was sollst du mir nicht erzählen?“

„Später Johannes! Später einmal. Kümmer dich jetzt besser um Hagen! Er ist in der Küche-“

„In der Küche? Ich denk-“

„Sieh ihn an, dann weißt du, warum ich ihn nicht ausgeliefert habe.“ Er ging ins Arbeitszimmer.

Hagen war schlimm zugerichtet. Er saß zitternd und ängstlich, wie

ich ihn noch nie gesehen, in unserer Küche und kühlte mit einem nassen Tuch seine zahllosen Blessuren.

„Du hast dich also mit deinem Vater geprügelt!“

„Er hat mich einfach vermöbelt. Wie üblich. Aber diesmal habe ich mich gewehrt. Es tut mir leid, daß er dich auch-

„Schon gut, ich leb ja noch.“

„Ja ja, die alte Sache mit dem Unkraut“ lachte er schon wieder, wenn auch mit leicht verzehrtem Gesicht.

„Wohl wahr! Und schlechten Menschen geht es immer gut, wie ich an dir sehe.“

„Du meinst an meinem Vater“ sagte er, wobei er merklich ernster wurde.

„Hatte er einen Grund für die Prügel?“

„Naja- Es war so-“ druckste Hagen herum.

„Spuck es aus!“

„Die Biberschwänze-“

„Die von unsrem Baumhaus etwa?“

„Ja die. Vater hatte sie auf Kommission bekommen. Für die, die er nicht gebraucht hätte, wäre ihm das Geld erstattet worden. Du weißt doch, er versäuft jeden Pfennig, und weil wir die Biberschwänze verbaut haben, ist ihm eben ein Besäufnis durch die Lappen gegangen. Ihm gibt doch niemand mehr Kredit.“

„Und was willst du nun tun? Du mußt doch irgendwann wieder nach Hause?“

„Laß uns besser nach oben gehen, ich möcht was mit dir besprechen.“
Dort oben weihte er mich sogleich mit gedämpfter Stimme in seinen Plan ein:

„Ich geh nicht mehr nach Hause!“

„Wie? Du gehst nicht mehr nach Hause?“

„Ich verschwinde von hier!“

„Du kannst mich doch nicht alleine lassen! Hagen! Außerdem klappt so etwas doch nur in Büchern. In schlechten Büchern.“

„In guten, kleiner Dichter! Wenn ich hierbleibe, erschlägt mich mein Vater eines Tages. Ich muß von hier weg! Versteh mich! Bitte versteh mich!“

Ich mußte ihn verstehen.

„Aber wohin gehst du?“

„Zu Konrad nach Havelrom.“

„Und wie willst du dort hinkommen, so ganz ohne Geld wird das schwer, mein ich. Und es ist doch bereits vollends Nacht!“

„Ich schlag mich schon durch. Morgen früh wär's freilich wirklich angenehmer. Darf ich diese Nacht bei dir bleiben?“

„Ich werd fragen.“

„Verrat mich aber bitte nicht bei ihm!“

Ich verriet ihn nicht und fragte meinem Vater nur, ob Hagen bei mir schlafen dürfe. Zum darauffolgenden erwarteten und deutlichen Ja kam noch eine überraschende zusätzliche Mitteilung:

„Richte dich bitte am Samstag auf ein frühes Aufstehen ein. Gegen Fünf. Wir fahren dann nach Havelrom. Wenn du noch willst. Du willst doch noch?“

„Mehr denn je, Papa. Aber warum in dieser Frühe? Werden wir nicht, wie du immer, mit der Bahn fahren?“

„Nein, es soll doch was Besonderes werden. Schnürli leiht mir sein Fiaker, damit brauchen wir natürlich wesentlich länger. Wie findest du das?“

„Großartig!“ rief ich überglücklich aus und fiel meinem Vater sogleich freudig um den Hals, was weniger eine Glücksbekundung über die bereitgestellte Droschke, sondern eine Danksagung für den baldigen Ausflug an sich war. Plante ich doch schon in jenem Augenblick, Hagen an diesem Tage wiederzusehen. Doch davon ahnte mein Vater nichts.

Hagen zeigte sich sofort mit meiner Idee einverstanden.

„Samstag, 13 Uhr am Waisenbrunnen“ schlug er vor.

Ich willigte zufrieden ein, zufrieden nicht allzu lang auf meinen Freund verzichten zu müssen.

In dieser Nacht schlief ich tief und glücklich.

Hagen lag unweit neben mir. Ein baldiges Glück vor mir. Mein geliebter Traum in mir:

Das Tischlein, das Lichtermeer und dessen Licht.

Hagen und ich.

Und jene herzergreifenden, weisenden Worte meines Gefährten:

„Schau, mein Freund und Bruder, schau ein letztes Mal! Dies dort waren wir bis hier und heut. Laß uns von nun an ins Morgen gehen!“

Havelrom.

Ich war von der ersten Sekunde an überwältigt von diesem Ort, fasziniert und fast erschlagen von all den Dingen, die ich dort sah. Jeder, der jemals aus einem Kuhkaff in die Großstadt kam, wird meine damaligen Gefühle wortlos verstehen. Und nichts könnte jene Wucht einem Großstadtgeborenen, dem sie niemals ereilte, verständlich machen. Nicht einmal annähernd könnte man es folgendermaßen beschreiben: Ich fühlte mich wie eine Ameise, die fernab von allen anderen Artgenossen aufgewachsen war und nun in einen Ameisenhaufen gesetzt wurde.

Ich war nur noch einer von vielen, nicht mehr der Johannes Weidner, den jeder kannte und jeder grüßte, ob er es nun wirklich wollte oder nicht. Ich war Johannes Weidner, die Ameise. War fremd, doch fühlte ich mich von Anfang an seltsam heimisch. Ich spürte, diese Metropole empfing mich mit offenen Armen, wie eine Mutter ihren heimgekehrten Sohn.

Wie vertraut war mir die reife Dame Havelrom doch! Ich hatte durchaus viel über diese Stadt gelesen, ihre Geschichte und Sehenswürdigkeiten studiert, doch selbst meine phantastischsten Vorstellungen wurden von der Übermacht der Realität regelrecht plattgewalzt.

Da waren die prächtigen Bauten, Kathedralen, erhabene Dome, bescheidene Kirchen, kleine und große Brücken für Fußgänger, Wagen, Schiffe und Boote; da waren weite Plätze, eitle Opernhäuser, gewaltige Philharmonien, Vorzeige-, Hinterhof- und Straßentheater, Cafés und Bistros, umsatzstarke Kaufhäuser und ums Überleben kämpfende Krämerläden, Bahnhöfe über und unter der Erde, und da waren all dies ansteuernde Menschenmassen aus Arbeitern, Durchreisenden, Einkäufern, Verkäufern, Suchenden und Findenden. Ameisen.

Da war alles allerorts in Bewegung und übte sich im Fortschritt. Und da waren wir: Mein Vater und ich, Besucher aus einer anderen Welt und wohl auch einer anderen Zeit. Und wir saßen, was mich ein wenig beschämte, inmitten des automobilen Großstadtverkehrs auf einem klappernden Pferdegespann, aber außer mir störte sich wohl niemand daran.

Ich bat meinen Vater, mich am Waisenbrunnen abzusetzen, um mich, wie ich ihm vorlog, allein auf Erkundung dieser neuen Welt

und auf den Weg zu Schöner zu machen.

Er erfüllte meinen Wunsch, gab mir noch diesen und jenen väterlichen Rat; forderte, mich gegen 17 Uhr wieder an jener Stelle anzutreffen und drückte mir zum Abschluß einen veralteten Stadtplan in die Hand, was ich ihm nicht vorwerfen kann, denn in einer Stadt wie dieser ist ein morgens noch aktueller Stadtplan am Abend längst überholt. Nun gut, dieser Plan war nicht weniger als zehn Jahre alt.

Doch genug davon!

Es dauerte nicht lange, da stand Hagen wieder vor mir. Von den Spuren des Kampfes mit seinem Vater war kaum noch etwas sichtbar. Es ward eine helle Wiedersehensfreude.

Hagen erwies sich als begnadeter Fremdenführer, er zeigte mir in einem Zuge alles, wonach ich begehrte. Er führte mich so herum, daß wir am Ende unserer Stadtbesichtigung in die Straße gelangten, in welcher Schöners Sanatorium liegen sollte.

Es war eine lange, ansteigende Straße, unweit des Stadtzentrums. Dort lagen, hinter nahezu blickdichten Hecken beachtliche Gärten mit englischem Rasen und exotischen Pflanzen, sowie mamornen Skulpturen und schloßähnlichen Villen. Ein durchweg wohlhabendes Viertel.

Wir waren bereits die ersten Meter dieser Straße gegangen und hielten überall nach dem Sanatorium Ausschau, da sprang gänzlich unvermittelt eine lauthals lachende Frau aus einem jener Gebüsche. Wir zuckten erschrocken zusammen.

Sie war etwa im Alter meines Vaters, durchaus attraktiv und, zu unserer Verwunderung, allein mit einem bis zum Boden reichenden, blütenweißen Nachtgewand bekleidet.

Wir starrten regungslos auf jene weiße Gestalt, deren wogendes, schwarzes Haar im lauen Winde wehte.

So plötzlich wie sie aus dem Nichts gekommen war, stupste sie nun zuerst mich und dann meinen Gefährten an und lachte und lachte dabei, stupste abermals an meine Brust und nannte mich „Der Pinguin“, worauf sie auch Hagen einen neuen Namen verlieh: „Das Murmeltier“!

Sie lachte und lachte, herzlich, ungezwungen, fast befreiend; sprach immer wieder und wieder jene Worte, ja sang diese wie ein Kind und begann sogleich wie ein solches im frohen Reigen uns zu umtanzen.

„Der Pinguin und das Murmeltier, der Pinguin und das Murmeltier.“
Sie mag verrückt gewesen sein, doch allemal klar und fähig genug,

unsre wahren Wesen zu erkennen.

Sie hatte uns zweifellos erkannt. Pinguin und Murmeltier. Das waren wir!

Ein kleiner Vogel, der arglos seines Weges ging; einen Pfad zu beschreiten vorgab, der vielleicht um vieles zu groß und gewaltig für ihn war und angstvoll, im Wissen um dessen mächtige, unbezwingbar scheinende Größe, sein künftiges Leben auf einen winzigen, überschaubaren Teil aller möglichen Wege beschränkte. Ein stets gutgekleideter, befrackter, erhaben wirkender Zeitgenosse, der sich auf mitunter spiegelglattem Eis tollpatschig am aufrechten Gang versuchte und jeden Sturz mit eisern gewahrter Haltung, unbändigem Stolz und nimmermüdem Ehrgeiz hinnahm. Ein Vogel, der stets sehrend nach den fernsten, schillerndsten Sternen griff und sie niemals erreichen sollte, der wieder und wieder anlief und sich zu ihnen emporträumte, beinahe schwebend fühlte und schließlich, flügelahm und unfähig vom eigenen Leben und der Einsicht, daß ein Pinguin niemals zu fliegen vermag, am Boden festgehalten und oftmals in die Knie gezwungen wurde. Einer, der es für sich niemals erwog, einen schwergewichtigen Hünen zum kurzweiligen Paarlauf auf jenem unsicheren, gefahrreichen Parkett aufzufordern und sich daher ein umsichtiges, im Notfall warnendes Murmeltier zum treuen Gefährten sämtlicher, unzähliger Pirouetten, Sprünge, schmerzhaften Stürze und jähen Einbrüchen all seiner mühevollen Eistanze erwählte.

Der Gedanke, daß sich ein Pinguin und ein Murmeltier irgendwann einmal aus freien Stücken und ohne menschliches Zutun begegnen könnten, mag wohl nur einem Freigeist, einem herrlich verrückten oder einem schlichtweg gänzlich verrückten, wie diesem verwirrten Wesen, einfallen. Das Leben ist nun einmal verrückt, verquer und allezeit unberechenbar. Und fürwahr, nur einem befreiten, allseitig offenen Geist, ganz gleich, was ihn über die Schranken des Üblichen und Generellen, den Alpdruck durch Vernunft und Verstand erhob, vom weltlichen Wissen und allen zwingenden Regeln erlöste, wird es je und je gelingen, sich solch schöpferischen Eingebungen in jeder Hinsicht hinzugeben und diese ohne alle Scheu vor der Welt unverwandt in jene hinauszuschreien und dabei unversehens und unabsichtlich neue Räume und andere Wirklichkeiten in uns erschließen.

Wenn es in Tat und Wahrheit jemals ein Wunder für mich auf der Erde gab, dann war es dieses:

Ein ungelenkes Federvieh und ein wendiges Pelztier hatten sich gefunden und wurden für ihre Zeitlang innige Freunde. Wir waren in vielem ein ungleiches Paar, doch vielleicht liegt eben darin die unwiderlegbare Antwort allen Fragens, warum wir einander so unbändig liebten, das Gegenüber in jedem Augenblicke schätzten und als unendliche Bereicherung empfanden. Selbst bei zeitweiliger örtlicher Distanz verspürten wir immerfort eine rätselhafte Seelennähe, die uns wärmend und friedvoll allen Anflügen kalter Einsamkeit entlehnte.

Uns trennten Welten und uns verbanden Universen.

Erstarrt folgten wir dem einsamen Reigen der weißen Seherin, die ihre unnahbar scheinenden Bahnen um uns wie die Erde um die Sonne zog. In diesem Augenblick waren wir der wirkliche Mittelpunkt des Sonnensystems, alles drehte sich einzig um uns. Während wir alles andere mehr und mehr vergaßen, blickten wir, über all dies zuerst verwundert, innen und außen ruhend, unverrückbar und gebannt auf das unstete Treiben.

Es lag Zauber in der Luft.

Mir schien, als würde ich allmählich in Trance versinken oder einer Ohnmacht zufallen. Nein, es war ein ungeahntes Gefühl des Schwebens, ein vertrautes Loslösen vom Trivialen, ein ersehntes Erheben in wissende, allmächtige Sphären. Die Welt verschwamm und zerfloß zu einem jähren, alles verschleiernden Nebel.

Ganz allein die Magierin blieb klar und spürbar von unseren Augen und flog an uns vorüber und vorüber und vorüber...

Ein wundersam warmer Schwindel wurde jählings meiner Herr, verging sich süß und herb zugleich an allen Sinnen und offerierte mir im gleichen neue, schönere, wahre.

Alles Suchen nach erklärenden Worten und Regungen, alle Gebärden der Angst und der Flucht hielt der Taumel fest im Zaum.

Nur den Sog einer gewaltigen, unbeschreiblichen Ahnung von einer alles verändernden Botschaft ließ er in uns zu und beständig wachsen. Er schirmte uns von der Welt ab und zwang uns, im deutlichen Angesicht seiner Schöpferin, forschend in uns hineinzuhören, tiefer, ernster und eindringlicher als je zuvor.

Wir verstanden die Stimmen nicht und standen blind inmitten all der Zeichen.

Es war vorbei.

Zwei Wärter oder Aufseher hatten den Tanz jäh beendet und trugen die Tänzerin von uns fort. Anfangs wehrte sie sich kaum, doch als sie

aus unserem Blickfeld verschwunden war, begann sie lauthals zu wüten und sich erneut loszureißen. Sie lief an uns vorbei, die Straße hinauf.
Die weißen Männer hinter ihr.

Wir gingen in uns gekehrt weiter unseres Weges, dem Sanatorium entgegen. Es lag nah, doch wie alle Häuser dort weit hinter gewaltigen Platanen, Weiden und Hecken versteckt. Einige Male liefen wir daran vorbei, bevor wir zwischen den hohen Gewächsen einen schmalen Pfad zum Hauptgebäude fanden. Es war ein roter Backsteinbau mit drei Geschossen, wie viele Kranken- oder Rathäuser dieser Zeit. Wir gingen die kleine Eingangstreppe hinauf und betraten eine andere, eine sterile Welt, eine Welt des Kampfers, des Myrtols, des Morphiums, der großen Gefühle und der kleinen Wunder, des Hoffens und Betens, der bitteren Enttäuschungen, des Kommens und Gehens, der Prophezeiungen und Geständnisse und des Todes.

Es war eine mir fremde Welt, die ich bis zu diesem Zeitpunkt stets gemieden hatte, Schöner war während meiner Schulzeit oft in jenem Sanatorium auf Kur, doch kam es mir bis zu diesem Zeitpunkt niemals in den Sinn, ihm dort einen Besuch abzustatten. Doch in mir, und ich glaube ebenso in Hagen, stieg seit einiger Zeit das Gefühl auf, daß wir unserem Direktor für all das, was er für uns getan hatte auf irgendeine Weise danksagen müßten; doch verliehen wir diesem Gefühl keine Worte, vielleicht weil es nicht ging, weil keiner von uns wußte, welche Worte ihm gerecht werden könnten.

Ich glaubte, diesem kleinen Mann wahrlich unendlich viel verdanken zu haben, einen großen Teil dessen, was ich geworden war. Auch wenn er vieles hätte besser machen können, so wußte ich doch, er meinte es stets nur gut mit mir und Hagen, mit allen. Mehr kann man von einem Menschen nicht erwarten, der ein Freund war und nur Lehrer hätte sein müssen.

Wir waren einigen Schildern und Hinweisen gefolgt und hatten uns dennoch zweimal verlaufen, doch nun standen wir im Gang jener Abteilung, in welcher wir sicher waren, Schöner aufzufinden. Nachdem wir durch mindestens fünf Stationen geschlichen waren und die Zahl derer, die noch vor uns lagen, immer weniger wurden, war gezwungenermaßen auch die Wahrscheinlichkeit, ihn in der vor uns liegenden anzutreffen um ein Vielfaches gewachsen. Es war ein langer, unsäglich kahler Flur auf dem sich Ärzte, Therapeuten und Schwestern die berühmte Klinke in die Hand gaben. Ein Flur, wie jeder in diesem Krankenhaus, wie jeder in jedem Krankenhaus. Einer

jener Flure, in denen man immer vorsichtig wird, wo man plötzlich ratlos und unsicher ist, ob man ihn nicht bereits durchforstet hat. Wäre damals jemand gekommen und hätte gemeint, wir wären hier schon einmal gewesen, hätten wir ihm mit aller Gutgläubigkeit und Sicherheit der Welt geglaubt und woanders weitergesucht. Wir waren jung und unerschöpflich ehrgeizig, und aus diesen Eigenschaften heraus beschlossen wir, niemanden zu befragen, in welchem Zimmer unser Rektor beherbergt wird, sondern begannen auf eigene Faust, auf die Suche zu gehen. Wir öffneten eine Tür nach der vorherigen, entschuldigten uns, öffneten die nächste und entschuldigten uns wieder. Bis mich plötzlich eine Pranke aus einem Türspalt herauszog und sogleich eine schrille Fanfare ertönte: „Junger Mann! Da ham wa ja wieder nen Ausreißa. Blinddarm?“ Es waren Martinshorn und Patschhand einer übergewichtigen Krankenschwester, die sich da kooperierend berufen fühlten, Ordnung ins Geschehen zu bringen. „Wie bitte? Neeiiin!“ wehrte ich mich erschrocken. „Na dann eben Mandeln. Zimma?“ „Nein, ich bin mit einem Freund- Er ist-“ „Ja, wo is a denn? Du gloobst wohl, ick hab'n unter de Schürze? Keene Sorje, so 'ne Operation is halb so wild - und eh de dir versiechst, kannst wieder inne Schule jehn.“ „Hören Sie mir doch zu! Mein Direktor ist hier, er ist krank. Das Herz, wissen Sie?“ „So jung und hat schon nen eijenen Direktor! So eine unverfrorne Lüjerei is mir ja in all meine Jahre als Oberschwesta noch nie unterjekommen! Und ick hab weiß Jott schon mindestens hunderttausend Fatzken wie dir erlebt. Immer die jleiche Leier! Det ewije Ach-mir-jehts-schon-viel-viel-Bessa oder dieses Die-Spritze-hab-ick-schon-Bekommen! Als ob wa hier nich wüßten, wat wa machen! Aber du schlägst dem Faß den Boden aus! Heilije Hernie, steh mir bei! Direktoren, unsichtbare Freunde; wat muss ick mir denn noch allet bieten lassen? Verlaß da druff, Bürschchen, ick find raus, wo dein Zimmer is und dann jibt's nen Einlauf. Solang kommste mit uff's Schwesternzimmer!“ Sie packte mich am linken Ohr und zog mich schnaufend wie eine Lokomotive zum anderen Ende des Flures. „Lassen Sie den Jungen gefälligst in Ruhe! Verfluchtes Weibsbild! Er gehört zu mir!“ posaunte eine sehr raue, mir vertraute Stimme durch den Flur.

Schöner, mein Retter, war im Anmarsch. Hagen zu seiner Linken.

Mein Rektor kam mir und namentlich der Dicken wie ein General einem Untergebenen entgegen marschiert. Seine Uniform war ein Bademantel, seine Waffe eine frische Urinprobe, und so putzte er meine Geiselnnehmerin wohlgerüstet weiter im Militärton runter: „Haben Sie hier denn gar nichts anderes zu tun, als unschuldige Kinder zu quälen? Machen Sie sich an Ihre Arbeit, aber plötzlich!“ „Ick muß ja wohl sehr bitten!“

„Tun Sie, was Sie nicht lassen können! Bitten Sie, wen Sie wollen, aber tun Sie es woanders!“

Nach Luft und Worten ringend, prustete die feuerrote Schwester nur noch ein „Ich werde ma beschwern!“ heraus, welchem Schöner gelassen den Wind aus den Segeln nahm.

„Beschweren? Das sollten Sie sich bei ihren Pfunden besser noch einmal durch den Kopf gehen lassen.“

„Oh, oh, oohh...“

„Johannes, Hagen! Wir gehen!“

Wir zogen ab.

„Herr Rektor, das war großartig!“ gratulierte ich Schöner zur gewonnenen Schlacht.

„Es war nicht schlecht. Der Krieg wird aber weitergehen. In den nächsten Tagen wird sich die Dicke an mir mit einer Diät aus Tee und Zwieback rächen. Sie weiß sich eben durchzusetzen. Sie ist schon imponierend, eine beachtliche Frau!“

„Ja, beachtlich“, fiel ich spottend ein. „Kaum zu übersehen, sie hat ja auch eine umfangreiche Persönlichkeit. Was meinst du, Hagen?“

„Ich glaub, der Rektor hat sich ein wenig in die Oberschwester verguckt-“

„Ach was! Hör doch auf! Herr Rektor, Sie sind nicht verliebt, sagen Sie Hagen das!“

Schöner schmunzelte lediglich.

„Da wären wir. Da vorn ist mein Zimmer, die 17. Geht schon mal vor, ich komm gleich nach!“, er blickte kurz und auffallend peinlich berührt auf den Becher mit der gelben Flüssigkeit, bedeckte ihn schamhaft mit seiner Rechten und hüstelte zögerlich:

„Ich muß das eben- Ihr wißt schon.“

So betraten wir ohne ihn sein kühles, weißes Zimmer und fanden nichts anderes als ein improvisiertes Rektorat, ein Arbeitszimmer vor, was Hagen und mich kein bißchen verwunderte. Als die Krähe

kurz darauf zu uns stieß, bemerkten wir erst, wie schlecht, wie abgemagert und bleich sie aussah.

Schöner schob die zahllosen papiernen Unterlagen, die auf seinem Bett verstreut lagen, beiseite und legte sich kurzatmig daneben.

„Setzt euch doch zu mir! Entschuldigt, ich war nicht auf Besuch eingerichtet.“

„Schon gut. Sie hatten uns einen ganz schönen Schrecken eingejagt, als wir von Ihrem Zusammenbruch-“

„Ach, das wird alles schon wieder!“

„Sie sollten nicht so viel arbeiten. Sie müssen sich erholen! Was sagen die Ärzte?“

„Schnickschnack sagen die, nichts als Papperlapapp und Bla. Wenn's nach denen ginge, würde ich nie wieder unterrichten. Aber nach denen geht's ja Gott sei Dank nicht! Erzählt mir was aus Fürstweil!

Was macht das Festprogramm? Hat Trommler alles im Griff?“

Ich brachte es nicht übers Herz, Trommler bei Schöner

anzuschwärzen, obwohl ich der Versuchung nur schwerlich

widerstehen konnte. Doch hätte ich ihm von dessen musikalischen

Plänen für das Sommerfest berichtet, hätte sich die Krähe unendlich

aufgeregt. So beschloß ich, Schöner eiskalt ins gezeichnete Gesicht

zu lügen:

„Es wird alles in Ihrem Sinne ausgerichtet.“

Er schaute zum Fenster hinaus und ein zartes Rosa mischte sich mit dem Kalk seiner nun etwas zufriedener und stolzer wirkenden Züge.

„Das ist gut, das ist sehr gut. Ich hatte schon befürchtet, Trommler-“

„Nein, nein! Sorgen Sie sich bitte nicht! Alles wie immer, Herr Rektor, alles wie immer!“ versuchte ich, seine letzten Zweifel zu ersticken.

„Alles wie immer“ antwortete Schöner, beinahe flüsternd und abweisend wirkend, „alles wie immer, alles beim alten. Schlimm genug, schlimm genug!“

Ich fühlte mich schuldig, ich war mir sicher, irgendetwas Falsches

gesagt zu haben, und so versuchte ich nochmals in dieser mollnen

Stimmung, ein zartes Dur anzuschlagen. Und so erzählte ich ihm von

der weißen Frau, ihrem Tanzen, Singen und Kreisen – und auch, wie

sie uns genannt hatte, von Pinguin und Murmeltier.

Schöner war nicht empfänglich für meine hellen Töne und verharrte im schattenreichen Moll:

„Ja, meine Lieben, das Leben zeichnet manchmal seltsame Wege, auf denen sogar Pinguine und Murmeltiere einander nahe kommen

können. Sie können Freunde sein. Sogar Brüder, meine Lieben.
Jawohl Brüder! Laßt mich jetzt allein, ich danke euch für den Besuch.
Hagen-“

„Ja, Herr Rektor.“

„Sei ein gutes Marmeladentier, sei dem Pinguin ein guter Bruder!“

„Wie könnt ich etwas anderes tun?“

In jener letzten Nacht fand ich keinen Schlaf. Also begab ich mich auf, um noch einmal hinauf zu den Sternen und hinunter auf die schlafende Stadt zu blicken; vielleicht, um mich von ihnen zu verabschieden. Der Himmel war gänzlich wolkenlos und die Sterne zeigten sich noch einmal von ihrer schönsten, von mir ach so sehr geliebten Seite.

Ich stand eine gute Zeit, von jenem Anblick gefesselt, am weit geöffneten Fenster und sehnte mich ein wenig zu jenen hinauf, die so sorglos dort oben hingen und glücklicher als wir Menschen waren.

Sie wussten nichts von den Qualen und Ängsten des Lebens, sie wussten nichts von dem, was mich in jenen Tagen wieder und wieder niederschlug, sie wussten nichts von Sterben und Tod.

O wieviele Stimmen klangen schwärmerisch in mir!

Und eine Stimme klang aus der Nacht:

„Auch sie sind sterblich, Johannes.“

„Was? Wer-“

„Die Sterne. Ich bin Konrad. Auch sie sind sterblich. Wenn sich die Menschen zu den Sternen sehnen, dann glauben sie, nach etwas Strahlendem und Ewigem zu eifern, nach etwas Großem und Unantastbarem. Doch sie sind sterblich, Johannes. Wie alles sterblich ist. Wenn sich die Menschen mit ihnen vergleichen, dann vergessen sie die Vergänglichkeit. Menschen sind im Grunde den Sternen sehr ähnlich, weißt du? Sie entstehen, strahlen eine Weile, vergehen und werden vergessen. Sie wetteifern, jeder möchte der hellste sein. Sie stehen stumm und kühl beieinander und haben sich nichts zu sagen. Dabei ist jeder von ihnen etwas Besonderes und Einzigartiges. Das vergessen sie oft. Ich sehne mich nicht nach den Sternen. Ich sehne mich nach der ewigen Finsternis, die sie umgibt. Sterne verlöschen, doch die Dunkelheit dort oben, diese unendliche Finsternis besteht seit alles begann und wird wohl Sterne, Mensch, Erde und alles überdauern. Nur diesem Hintergrund haben die Sterne ihr schönes Funkeln zu verdanken, nur er verbindet sie miteinander, und nur das Wissen um dessen Schwärze macht uns die Stunden heller Tage so wertvoll. Vielleicht bin ich ja einfach nur

feige, wenn ich im Dunkeln wandle und nach den Schatten strebe. Vielleicht glaube ich ja, wie es kleine Kinder tun, nur wenn ich nicht sichtbar bin, auch unantastbar zu sein, und so lasse ich lieber die andern funkeln, strahlen und scheinen, sich in den Vordergrund drängen. Man muss nicht dort oben und nicht unbedingt Stern sein, um Licht zu strahlen, Johannes. Ich möchte kein Stern sein. Sterne verlöschen, das ist gut. Gute Nacht, Johannes.“

Wir verließen das Sanatoriumsgelände auf dem gleichen Wege, den wir zuvor genommen hatten, und als wir aus dem Park auf die Straße traten, fanden wir uns bereits inmitten eines heftigen Geschiebes und Gedrängels. Es mögen etwa dreißig Passanten gewesen sein, die sich um ein auf der Straße stehendes Pferdegespann geschart hatten.

Schaulustige.

Eigentlich wollten wir dieses Rudel rasch umgehen, doch irgendwie wurden wir, je mehr wir nach außen strebten, immer mehr zum Kern des Geschehens vorgeschoben, bis wir den Grund für diesen Auflauf sahen.

Halb am Boden, nur wenige Meter vom Wagen entfernt, lag unsere weiße Seherin, sie war unter die Räder geraten. Es war unser Wagen, unser Fiaker, den uns der Akkordeon spielende Krämer Schnürli, der immer fröhliche Kapellmeister der Fürstweiler Blasbuben geliehen hatte, um uns ein schönes Wochenende zu ermöglichen. Doch dieses Wochenende war tot, tot wie sie es war.

Sie lag da, äußerlich beinah unversehrt, noch immer so schön und freundlich wirkend, und sie lag in den Armen eines weinenden und klagenden Mannes, der mein Vater war. Er weinte und klagte und sprach seltsam vertraut immer wieder einen Namen. Er schluchzte Entschuldigungen, Klagen und immer wieder Vorwürfe und immer wieder diesen einen Satz:

„Klara, warum nur? Warum das alles?“

Mir zerriß es das Herz, meinen Vater derart leiden zu sehen. Mir zitterte der Leib. Ich schob einige Gaffer zur Seite und kniete mich nieder.

„Vater!“

„Johannes!“, die Bleiche seines Gesichts gewann noch einmal an Tiefe und Trauer.

„Sie kam einfach aus der Hecke dort gesprungen. Deine Mutter Johannes, deine Mutter– verstehst du–“

Die glotzende, blutgierige Meute brach nun in ketzerischem Gemurmel aus. „Der arme Junge“, „Haben Sie gehört- seine Mutter“, „Der Mann hat seine Frau überfahren“, „Kannte der Junge denn seine Mutter nicht? Gibt’s doch gar nicht!“

Ich stand auf, suchte hilflos in jenem Rudel Hagens Gesicht.

Ich konnte es nicht finden.

Mir wurde flau, kalt und heiß zugleich, und ein trauerndes Schwarz

hing sich über meine Sinne. Ab diesem Augenblick kann ich mich an nichts mehr erinnern. Ich war zusammengebrochen.

Einige Tage später berichtete mir Hagen, daß ich, Augenblicke nachdem ich zu Boden gesunken war, noch einmal kurz zu mir kam, worauf ich nah an die Verunglückte robbte, mich dicht an sie kauerte, sie eng und fest in meine Arme schloß und nochmals in eine schwere Ohnmacht sank.

Als ich erwachte, war alles um mich herum finster und still. Es war ein bedrückender, beängstigender Blick ins Nichts, den ich nimmer mehr erleben möchte. Mir war, als wäre ich aus einem Albtraum erwacht. Ich wußte nicht so recht, ob ich mich noch immer darin oder bereits im Wachen befand, ob ich im Tode oder am Leben war. Ich glaube, ich hoffte, alles wäre nur ein Traum gewesen und ich läge in meinem Bett, in meinem geliebten Fürstweiler Vaterhaus.

Zwei lang nachhallende Gongschläge wiesen mir den Weg in die Wirklichkeit. Ich war nicht daheim. Im Weidnerhaus wäre nichts gewesen, was solche Schläge erzeugen konnte. Ich stand auf, um irgendwie Licht zu machen und zu erkunden, wo ich mich befand.

„Johannes?“

„Hagen? Wo bist du?“

„Hier drüben.“

Ich konnte die Richtung aus der Hagens Stimme kam aufgrund meiner noch immer nachklingenden Verwirrung nicht recht orten.

Ich vernahm nur einige Schritte, die sich von mir entfernten, und anschließend das knisternde Zischeln eines entfachenden

Zündholzes. Nun endlich sah ich in dessen kleinem Schein das Gesicht meines Freundes. Er entzündete eine zierliche Öllampe.

„Was ist passiert? Wo sind wir? Mir brummt der Kopf.“

„Du warst ohnmächtig und hast geschlafen. Wir sind bei Konrad.“

„Bei Konrad? Bei Reimschmied? Aber der wohnt etliche Kilometer vom Sanatorium entfernt. Wie bin ich hierhergekommen?“

„Frag besser nicht! Du bist jedenfalls nicht so leicht, wie du aussiehst.“

„Hast du mich etwa die ganze Strecke getragen? Vom Sanatorium bis hier? Das Sanatorium! Dann ist das also alles wirklich passiert?“

„Ja. Und ich weiß genauso wenig wie du, was das alles zu bedeuten hat.“

„Ich will es dir sagen: Er hat mich belogen! Mein Vater hat mich gnadenlos belogen, mein ganzes Leben lang! Meine Mutter hat gelebt und er hat das alles gewußt. Er hat es gewußt! Verstehst du? Gewußt!“

„Ich weiß. Deshalb hab ich auch gedacht, es wäre besser, wenn ich dich hierher bringe, weit weg von deinem Vater.“

„Ja, das war gut. Ich würde ihn umbringen, ohne mit der Wimper- Weiß er, daß ich hier bin?“

„Nein. Er weiß nichts. Als er ins Sanatorium gelaufen war, um einen Arzt für dich zu holen, hab ich dich fortgetragen. Naja, ein paar hundert Meter und dann stand da dieser herrenlose Bollerwagen-Dein Vater hat mich gar nicht gesehen. Keiner weiß, wo wir sind. Komm, wir legen uns schlafen, wir können im Augenblick nichts tun.“

Hagen blies rasch das Lämpchen aus und wir legten uns in unseren Tageskleidern aufs schmale Bett, doch schliefen wir nicht. Wir blieben wach und schauten mit offenen Augen in die Schwärze. Wir suchten darin verzweifelt nach Klarheit und Licht. Einem Licht, das nicht das Licht der Sonne, des Mondes oder einer anderen Lichtquelle sein konnte, was ein jeder von uns wusste.

Ebenso wie jeder von uns wußte, daß der andere auch nicht schlief, doch niemand begann ein Gespräch. Jeder von uns mußte seine eigene Art finden, mit dieser neuen Situation zurechtzukommen, und jeder zwang sich, wachzubleiben, um nicht mit der möglichen Unruhe seines Schlafes den anderen in dessen Suche zu stören.

Der Morgen kam schneller als gewünscht.

Als die ersten Sonnenstrahlen ins fremde Zimmer sanken, sanken auch meine Lider; und plötzlich ward es etwas lichter um mich. Mein Traum war zurückgekehrt.

Wieder sah ich Hagen und mich an jenem kleinen Tischlein sitzen, inmitten dieser unzähligen Kerzlein, und wieder sah ich Hagen in jenem güldnen Licht, und wieder sprach er jene ach so schönen Sätze: „Schau, mein Freund und Bruder, schau ein letztes Mal! Dies dort waren wir bis hier und heut. Laß uns von nun an ins Morgen gehen!“

Mehrmals erwachte ich aus meinem Traum und ebenso oft zwang ich mich, weiterzuschlafen, nötigte mich wieder und wieder, diesen Traum zu träumen, war er doch das einzige, was ich in jenen Stunden wahrhaft unentreibbar zu besitzen glaubte.

Letzten Endes war es mir nicht mehr möglich, zu schlafen oder weiterzutreiben. Hagen war längst aufgestanden, so begab ich mich am späten Nachmittag ebenfalls aus den Federn.

Die Tage, die sich jenen Ereignissen anschlossen, gehören, trotz aller offenen Fragen und Sorgen, zu den wundervollsten, die ich jemals erleben durfte. Und noch heute, viele Jahre nach dieser Zeit, wo ich grau und faltig, wo ich mehr Narr und somit weiser als je geworden bin, würde ich alles von dort ab Erlebte eintauschen, für eine einzige Wiederkehr jener Stunden.

Ich würde alles opfern.

Doch was wäre dieses „alles“ schon?

Wenige Tage nach dieser Zeit opferte ich doch bereits die letzten Spuren meiner Kindheit, das Wertvollste, was ich je und je besitzen durfte. Und alles, was sich ihr anschloss, ist im Vergleich zu ihr, auch wenn die darauffolgende Zeit an Jahren schwerer wiegt, nur Tand, den ich teuer bezahlte.

Ich sehe heute mit viel Trauer und Mißachtung auf das Leben nach meiner Kindheit zurück, und ein wenig, ja ein wenig hasse ich diese Zeit, diese endlose, graue Zeit, die mich müde machte und mir Leben und Seele nahm. Ich sehe die Bilder meiner frühen und späten Jugend, meines Erwachsenenlebens, und ich sehe, wie wertlos dort vieles war. Die Zeit wandelte meine Sicht.

Bis zu jenen Havelrömer Tagen schien mir fast jedes Gemälde echt und wahr und jede Geschichte schien erzählenswert, mindestens oder noch weit mehr als mir diese hier vielleicht erscheint, doch möchte ich sie weitererzählen.

Das Haus, in dem sich Reimschmieds Wohnung befand, lag auf einer steilen Anhöhe am südlichen Rande Havelroms und gewährte aus dem Hauptzimmer einen faszinierenden Panoramablick auf beinahe die ganze gewaltige Stadt. Diese Aussicht genoß und schätzte ich besonders in klaren Abendstunden und Nächten, wenn sich die Lichter der Häuser und Straßen mit den Sternen ein Stelldichein gaben.

Ich fühlte mich bald heimisch in dieser karg möblierten Wohnung, die, obwohl sie in ihrer Ausstattung nicht den geringsten Komfort bot, für mich dennoch einen meiner größten Träume erfüllte: Ich lebte in ihren Wänden zusammen mit meinem Freunde. Wie schnell doch alles gegangen war. Vor Tagen noch in einer befremdlichen Heimat und nun in einer heimatgewordenen Fremde. Diese hellen, doch engen Räume verliehen uns ein lang ersehntes Gefühl endloser Freiheit, die wir in jeder Sekunde, zu nutzen gewußt. Eine Rückkehr

war weder Absicht noch Thema. Vielleicht hätte ich länger um meine Mutter weinen müssen. Aber ich hatte dies alles, dieses unverhoffte große Glück, meiner Mutter zu verdanken, worüber ich selig war. Auch wenn man es mir vorwerfen mag, ich werde mich dessen nicht schämen! Ihr Tod hat uns endgültig zusammengeführt, was ihn mir, bei aller Bitternis, süß und gütig machte. Hagen und ich lebten fortan in wohlgeordneten, ja ehewürdigen Verhältnissen, die man in echten Ehen oftmals verzweifelt sucht.

Sicher, da war noch Konrad, doch dieser Konrad führte ein mir unbekanntes und ungewohntes Leben: Er schlief am Tage und arbeitete des Nachts. Man sah ihn nicht, was ihn mir gerade in jenen Tagen sympathisch machte. Er hielt es offenbar nicht einmal für nötig, mich zu begrüßen oder uns von diesem oder jenem, was für viele Menschen dieser Zeit anrühlich gewesen wäre, abzuhalten. Vielleicht bemerkte er es gar nicht. Vielleicht tolerierte er es. Vielleicht akzeptierte er es. Vielleicht führte er dereinst ein ähnliches Leben. Ich wußte es nicht. Ebenso wie ich nicht wußte, wovon Reimschmied eigentlich lebte, er veröffentliche nichts und lebte dennoch in dieser Wohnung, die ihm, trotz ihrer Abgeschlossenheit eine beachtliche Miete abverlangen musste; auch war die Speisekammer stets mit edlen Esswaren reichlich gefüllt, wir fanden täglich ein wenig Geld auf dem Küchentisch, mehrmals sogar Gutscheine für Schneidereien, sowie den Barbier.

Reimschmieds eigentliches Reich war eine offenbar überaus winzige Kammer, aus welcher in nächtlichen Stunden meist nur das Klackern einer Schreibmaschine und zwischen Tür und Schwelle ein schwacher Lichtschein auf den Flur hinaus drang. Mitunter waren auch Schritte und Gespräche erkennbar, doch zu leis, um etwas zu verstehen, beinah wie Liebesgeflüster. Manchmal sah man im Schutze der Dämmerung einen oder mehrere Schatten in kurzer Folge über den engen Flur in jene Kammer und einige Stunden später wieder hinaus huschen. Es schienen stets Männer gewesen zu sein.

Natürlich machte es mich schon etwas neugierig, wie das Mysterium Konrad Reimschmied eigentlich aussehen würde, was mich mehrmals dazu trieb, am Tage einen vorsichtigen Blick durchs Schlüsselloch zu riskieren oder zu versuchen, behutsam einzutreten. Beides missglückte; das Schlüsselloch war allzeit von innen verhängen, die Türe stets verschlossen.

Ich hätte ihn eines Abends abfangen können, um ihn und seine

Besucher endlich zu Gesicht zu bekommen, doch es wäre ein Vertrauensbruch gewesen. Er überließ uns stillschweigend seinen Lebensraum und griff durch nichts in unser Leben ein, was er auch von uns für sein Leben erwartete. Es war ein unausgesprochener, doch von beiden Seiten besiegelter Pakt. Es schien ihn nicht zu interessieren, daß wir von zu Hause fortgelaufen waren, denn das waren wir ja, ganz gleich, aus welcher Sicht man unsere Situation besah und mit welchen Dingen wir unser Handeln begründeten. Seltsamerweise interessierte auch Schönner unsere versäumte Schulzeit kaum, obwohl er für Mahnungen bei unseren täglichen ausreichend Zeit gehabt hätte.

Von Tag zu Tag sah unser geliebter Rektor blasser, verknöchertes und totgeweihter aus. Wir ahnten, es geht dem Ende zu. Nicht nur seine körperlichen Kräfte schwanden mehr und mehr, uns schien auch sein Geist zu versiegen, was uns fast noch stärker beunruhigte. Er begrüßte uns bei jedem Male mit den Worten meiner Mutter „Der Pinguin und das Murmeltier“ und verabschiedete uns ebenfalls mit jenen Spitznamen, wobei er stets nur einen von uns direkt ansprach und jenen eindringlichst bat, auf den jeweils anderen „Bruder“ achtzugeben. Wir schlugen es ihm nicht ab.

Bei einem jener Besuche, es mag der vierte gewesen sein, bat er mich, ihn allein mit Hagen sprechen zu lassen, worauf ich ihm meinen Freund für einige Minuten überließ.

In jenem Gespräch berichtete Schönner von der Erpressung seines Vaters an Maximilian von Thal, Hagens Onkel, Werner Hintritts Schwiegervater; allerdings gab die Krähe meinem Gefährten die Quelle der Information hierbei nicht preis, was Hagen auch nicht wissenswert erschien. Hagens Reaktion auf jene Offenbarung war erstaunlich. Er verzog keine Miene, zumindest tat er dies nicht als ich wieder ins Zimmer gerufen wurde und wir bald darauf gingen.

Auf dem Weg zu Reimschmieds Wohnung erzählte mir Hagen von dem, was er durch Schönner erfahren hatte und beschloß es wie folgt:

„Weißt du, im Augenblick ist alles möglich. Denk nur, was alles geschehen ist, was uns niemals in den Sinn gekommen wäre: Deine Mutter lebte und dein Vater wußte wo, wie und warum; mein Vater wiederum sah in mir nur einen Goldesel. Dies und das eben. Und wenn-“ Er unterbrach nachdenklich das Gespräch.

„Wenn Schönner gar nicht so verwirrt wäre und wir wirklich Brüder wären?“

„Aber wie soll-“

„Ich weiß es nicht. Aber es wäre von allem das schlimmste.“

„Das wäre es!“

„Weißt du noch, wie sehr wir es uns noch vor Tagen wünschten?“

„Damit ist es aus.“

„Ja, mein Freund. Ja, das ist Vergangenheit!“

Hagen hatte mich in jenen Tagen des Öfteren gebeten, das Schreiben wieder aufzunehmen, was ich ihm zuliebe gern tat.

Ich stellte mir einen Stuhl ans geöffnete Fenster des Hauptzimmers und erkor mir die Fensterbank zum Dichterpult. So brachte ich des Abends im Licht der untergehenden Sonne meine ersten Havelrömer Zeilen zu Papier.

Es war anfänglich ein schwerer Kampf, zur alten Form zurückzufinden, doch als die Sonne bereits gänzlich hinter den Häusern der Stadt verschwunden war, ging es mir wie in meinen besten Zeiten von der Hand und bereitete mir die alte Freude. Die Sterne waren nicht nur Boten der Nacht, sie waren meine Wegweiser zurück in mich und über mich hinaus. Ich hatte mich durch sie wiedergefunden. Ich war ein lohnender Fund. Denn ich war reicher geworden, reicher als zu jener Zeit, da ich mich verloren hatte, reicher an dem, was einzig einen Menschen reicher machen kann, reicher an Leben und reicher an sich selbst. Reicher an Erkenntnis. Reicher an Liebe. Beim Blick aus jenem Fenster, hinaus in die Nacht, hinunter auf die Endlichkeit unserer Zeit, hinauf in die Unendlichkeit aller Zeit, bei jenem Blick verstand ich es. Endlich! Ich sah, daß Licht uns nur wert und wichtig ist, wenn wir wissen, daß ihm allezeit ein Schatten folgen kann und folgen wird. Das ist das Leben, ein steter Wechsel, ein Flimmern zwischen Weiß und Schwarz - und nichts ist niemals nur weiß und nichts ist niemals nur schwarz, und sollte es so sein, dann schließt sich der eine dem anderen bald an. Nichts hat Bestand. Es ist eine Kunst, ja Zauberei, bei all dem Schwarzen und all dem Weißen unser Leben nicht ergrauen zu lassen und in bunten Glitzerkleidern den unabwendbaren Schatten zu trotzen. Eine große Kunst, die niemand ganz beherrscht. Ich hatte es verstanden. Verstanden, daß ich das Helle, Lichte und Klare, daß ich die Geschöpfe der Nacht wie die des Tages nur liebte, weil mir bewußt geworden war, daß sie mir genommen werden konnten. Was man sicher meint, das liebt man nicht. Der Mensch liebt nur, was er verlieren kann. Ich liebte die Sterne und ich wußte, hingen sie allzeit so klar, so schön und frei über mir, so hätte ich sie kaum noch beachtet und solche Stunden nimmer als Geschenk betrachtet. Das Allzeitige kann man nicht lieben. Vielleicht darf man es auch nicht, ist man doch selbst vergänglich.

Sterne erstrahlen und sinken,
Nur darin besteht ihr Sinn,
Und alles lockende Winken
Tritt wie sie einst dahin.

Wüßt ich allein ein Wort -
Als einziger der Erde -
Daß sie funkeln immerfort
Und nimmer Morgen werde,

So nähm ich mir das Leben,
Daß nie dies Wort erklingt.
Es soll die Nacht nur geben,
Wenn sie den Morgen bringt.

Sterne erstrahlen und sinken
Doch neue entstehen zuhauf,
Und alles lockende Winken
Hört nimmer wahrhaft auf.

Fast täglich stellte ich ein neues Gedicht fertig. Was ich begann,
wurde vollendet. Nichts wurde verworfen. Am Morgen vor meinem
Geburtstag, welcher ebenfalls der letzte Tag des Sommerfestes war,
suchten wir wie an jedem Tage Schönners auf, es wurde vorerst unser
letzter Havelrömer Tag.

Diesmal standen wir nicht allein an Schönners Bett. Da waren Ärzte,
Schwestern und ein Pater. Schönners bat mit seinen letzten Kräften
alle anderen hinaus und begann, schwer atmend zu sprechen:

„Johannes, Hagen, hört mir zu: Diesen Brief hier, diesen Brief,
bewahrt ihn gut auf, hütet ihn wie eure Leben und öffnet ihn erst
dann, wenn ihr glaubt, es zu müssen.“

„Aber wann-“

„Ihr werdet es wissen. Versprecht mir, ihn erst dann zu öffnen!“

Wir versprachen es - bedingungslos, ohne Fragen und weiteres
Zögern.

„Gut. Und versprecht mir noch eines-“

„Was?“

„Geht zurück nach Fürstweil.“

„Das können wir nicht. Das nicht! Man wird uns schon suchen, auch
mit der Gendarmerie; wir würden gefaßt und zurück zu unsren
Familien geschickt werden!“

„Glaubt mir, man sucht euch nicht. Das weiß ich sicher. Dafür gibt es

vielerlei gute Gründe, es wird nichts dergleichen geschehen. Ich möchte nur wissen, ob sich die Anstrengungen gelohnt haben. Schaut euch das Festprogramm an und berichtet mir davon, ja?“

„Wir wollen es versuchen!“

„Johannes, Johannes!“

„Ja, Herr Rektor!“

„Paß gut auf deinen Bruder auf.“

„Wie könnt' ich etwas anderes tun?“

„Ja, wie könntest du?“

Da waren wir wieder. Fürstweil, die Stadt am Fließ. Heimat und Schicksal, wie jede Heimat Schicksal ist, weil niemand sie sich selbst und frei erwählt, zumindest nicht die erste.

Ein fröhlich tänzelnder Lichteireigen begrüßte uns und wirkte fast versöhnlich. Es waren abertausend bunte Lampions, Kerzen und Fackeln, die sich, wie in einem unsichtbaren Netz verwoben, schwingend im lauen Föhnwind durch den ganzen Ort zogen. Sie hingen an Bäumen und Masten, aus den Fenstern wie an den unzähligen Buden und Ständen, an Kutschen und an dünnen Stöcken, fest von zarten Kinderhänden getragen. Es war ein herrliches Flackern und Flimmern, ein stetes Erlöschen und Entzünden. Selbst die eitle Sonne gewann mehr und mehr die Erkenntnis, daß diese Lichter würdig waren, ihre Aufgabe für einige Stunden zu übernehmen, damit sie sich etwas früher zur Ruhe begeben konnte. So sank sie müd und still, für niemanden merklich, hinter dem Kainshügel im zarten Gelborange der Lampions hinab und tauschte mit jenen ihre Rolle. Man ahnte beim Anblick dieser Lichterflut die Gleichgültigkeit und den großen Stolz, mit denen sie nun hin und wieder schwang. Man spürte, wie erhaben und allmächtig sie sich fühlte, wissend. Alle Freude hier war nur möglich, weil sie so hell und schön erstrahlte, und wenn es sie nicht gegeben hätte, wäre alles dunkel und gewöhnlich wie in jeder Nacht gewesen. Sie wußte schon hier, wie wichtig sie werden würde und daß sie ein wesentlicher Teil dessen war, was diese Nacht von allen anderen unterscheiden, abheben und über alle anderen erheben sollte. So wiegte sie still und stolz vor sich hin und nahm am Geschehen allein durch ihr Licht teil. Ganz und gar unabhängig vom Takt der Musik und der Stimmen, die ungleich laut und doch harmonisch von überall her klangen. Darunter war Getuschel, laute und leise Neckerei, Liebesschwüre, Marktschreierei und dies herrliche unbändige Lachen von Männern und Frauen, Alten und Jungen, Gebrechlichen und Gesunden, von Weisen und Neunmalklugen, Reichen und Armen, und von Kindern. Von fröhlichen Kindern, die gänzlich unbeschwert sein konnten, weil sie nichts von der Vergänglichkeit ihres Umfelds, ihrer Kindheit und ihrer selbst ahnten. Noch nicht! O wie glücklich sind die Kinder doch, und wie sehr schmerzt es, einzusehen, nicht mehr zu ihnen zu gehören. Man möchte allzeit weinen! Diese Nacht bot alles, was das Leben, namentlich das Feiern

lebenswert und erlebenswert macht. Da waren nicht nur die zwingenden Notwendigkeiten wie Speis und Trank, da war Licht, Freude, Liebe und eine gehörige Portion gleichgültige Oberflächlichkeit.

Hier lagen sich Menschen in den Armen, die an anderen Tagen einander aus dem Wege gegangen wären, die Straßenseite beim Entgegenkommen des anderen gewechselt hätten. Wieder andere, die nun umschlungen miteinander tanzten und liebkosten, kannten einander bis vor wenigen Stunden nicht einmal. Da wurden alle Unterschiede vergessen und für die Zeit dieses Festes erkannt, es gibt diese Unterschiede gar nicht. Alle waren gleich und vereint, vereint in Freude, Friedlichkeit und Harmonie. Allerorten sah man Menschen ihre selbstgezogenen Grenzen überschreiten. Vielleicht wußten sie ja, daß sie immer gleich und vereint waren, und verstanden es nur nicht zu zeigen, sahen sich gezwungen, dieses Fest als Grund vorzuschieben. So ist es oft und leider Gottes ausschließlich bei Festen und besonderen Ereignissen: Plötzlich ziehen alle am selben Strang, ganz befreit von dem, was sie im Alltäglichen auch immer davon ferne hält; frei von allen Konfessionen, Standesdünkeln, Abstammungen, entfesselt von Vernunft und Verstand. Doch jedes Warum ist einerlei, es ist nur wichtig, es war und wird immer so sein. Wenn ich heute von diesem Tage berichte, beschreibe ich ein Bild, das ich mir mit viel Mühe und dem nötigen Abstand über viele Monde und Sonnen nachzeichnete. Ich kann nicht viel Genaueres mehr erzählen, doch was ich in mir wiederfand, will ich nicht verschweigen:

Hagen und ich wurden von dem, was an jenem Tage um uns herum geschah, von der Freude und jener Feierlichkeit, wie von einem sachten Lüftchen, das an uns vorüberwehte, nur gestriffen.

Unsre Blicke waren nach innen und auf unser Versprechen und auf unsere Furcht, eingefangen zu werden, gerichtet, und nichts schien diese Blicke davon abwenden zu können.

Ich starrte stur zum Boden, zu meinen Füßen, den Schritten, die mich allesamt auf jedem meiner Wege treu begleiteten und trugen. Und ich fragte still in mich hinein, ob sie nicht die einzigen und wahren Begleiter wären, die ich im Leben hatte. Diese Frage fand schnell ihre Antwort - und diese Antwort lief zu meiner Rechten, starrte auf die gleiche Weise zu Boden, zu seinen Füßen und Schritten und stellte sich vielleicht gerade in jenem Moment dieselbe Frage. Und als ich zu Hagen hinübersah, sagte er leis, kaum hörbar,

kaum verständlich, doch deutlicher als ich jemals wieder etwas aus dem Herzen Gesprochenes vernehmen sollte:

„Da ist mehr. Da ist mehr!“

Wie Recht er hatte! Da ist mehr und da war mehr. Gerade in dieser einen Nacht: Da waren wir!

Erst als wir mehrmals von den Feiernden heftig angerempelt und dadurch aus unserer Nachdenklichkeit gerissen wurden, versuchten wir, das Zentrum des Treibens auf Seitenstraßen zu umgehen. Es gelang.

So führten uns unsere Schritte auch an das Mühlbächlein, das sich bescheiden plätschernd durch die ganze Stadt erstreckte und schon lang zu schwach war, um ein Mühlrad anzutreiben, doch dadurch nichts von seiner überwältigenden Pracht einbüßte, vielleicht sogar aus dieser scheinbaren Schwäche heraus seine wahre Aufgabe und Stärke wiederfand - still und unstillbar zu fließen, wie das Leben in den Tod.

Nun erhoben wir erstmals unsere Häupter und diese kleine Bewegung wurde auf eine der herrlichsten Weisen, die man sich vorzustellen fähig ist, belohnt:

Dieses Bächlein war zum Meer geworden, zu einem Lichtermeer, auf welchem in aberhundert kleinen Bötchen ebenso viele winzige Kerzen bedächtig mit der flüsternden Strömung auf ihre letzte Reise gingen und in ihr Sterben trieben. Welch eine schöne Art, sich auf den letzten Teil des Weges zu machen!

Kein Lichtspiel und kein Feuerwerk der Welt hätte sich mit der Anmut jenes Ozeans des Lichts messen können.

Wir setzten uns nieder und genossen lange dieses Bild. Schweigend. Ohne jegliches Eingreifen.

Wir ließen zu, daß eine nach der anderen vor unseren Augen starb und erkannten, daß der Tod, wenn man im Leben bis zum letzten Atemzuge wie eine Kerze brennen würde, freundlich, gut und richtig sein kann.

Und endlich - o wie oft, o wie lang hatte ich es mir gewünscht - endlich sah ich Hagen wirklich in jenem warmen goldenen Licht, in dem ich ihn schon so oft im Traum gesehen hatte. Dieser Traum hatte nicht gelogen, er war so schön wie dort. Und als er aufstand, mir die Hand reichte und ich mich gern in die seine begab, wünschte ich mir, er würde, nun diesen einen, alles verändernden Satz sagen: Laß uns von nun an ins Morgen gehen!

Er sagte ihm nicht - und dennoch war es herrlich, seiner Stimme zu

lauschen und ihr zu folgen, wie es im Traum geschah:

„Wir müssen gehen.“

Ja, wir mußten gehen, unser Versprechen harrte seiner Einlösung. So schritten wir gen Festwiese, die wir bald erreichten.

Da lag es vor uns, dieses unwegsame und abgelegene Stück Land, das niemand, so abgelegen und unwegsam es war, jemals gekauft hätte. So bot man es nach einigen gescheiterten Versuchen auch nicht mehr zum Kauf an und erkor es eines Tages zur Festwiese. Was hätte man auch anderes damit tun sollen?

Diesem Platz tat der schwache Schein der Lampions gut, er hüllte ihn in ein einheitliches mattes Dunkelgrau, das die löchrige Oberfläche gleichmäßig und eben wirken ließ. Dieser Schleier bekam jedoch den zarten Damenbeinen stets weniger gut, sie knickten leicht um, so beklagte man nach jeder Feierlichkeit, namentlich bei der örtlichen Damenriege, zahllose Verstauchungen und manchen Bruch. Man versuchte, jenen Gefahrenquellen vor jeder Festivität zwar durch emsiges Auffüllen mit Sand und einem zusätzlichen Aufgebot Laternen beizukommen, was allerdings allzeit wenig nutzte, war es doch so, daß die Löcher, aufgrund der offenen Lage des Platzes bald wieder ausgespült und die Laternen pünktlich zum Fest defekt waren. So hatte man auch in jenem Jahr besonders viele Lichter herangekarrt, die den Unfällen vorbeugen sollten, diese jedoch unterstützend heraufbeschworen, denn die Buden und Schaulustigen warfen hierdurch noch weitaus längere Schatten auf die kleinen Krater, so war auch in diesem Jahr eine Beschwerde- und Knöchelbruchflut sehr wahrscheinlich.

Ganz hinten, am Ende der Wiese, stand die uralte Holzbühne, die, bei rechtem Lichte betrachtet, überaus brüchig und dem Einstürzen nahe schien und welche folglich niemand zu betreten gewagt hätte. Doch an diesem Abend entzog sie sich jedem prüfendem Blick. Alles marode Holz (also die gesamte Bühne) war unter einer dicken Schicht des schrillsten und aufdringlichsten Festschmucks, den ich jemals anzusehen genötigt war, verdeckt, ja nahezu begraben worden. Und es grenzte an ein kleines Wunder, daß sie nicht bereits unter dessen erheblicher Last zusammenbrach. Da hingen nicht nur wie überall im Ort Lampions und Girlanden, da waren Luftschlangen, Ballons, knallbunte Stoffbahnen, Gestecke, Gebinde und massenhaft weiterer Blumenkram. Da waren Wimpel aller Vereine des Ortes und ein theaterwürdiges Bühnenbild, auf welchem originellerweise in

grellen Farben eine völlig überladene Bühne gezeichnet war. Doch dies war noch lange nicht alles!

Über die ganze Breite der Bühne erstreckte sich ein monumentales Banner, das zum Zerreißen gestrafft von der Decke hing, auf welchem fünf protzende, alles sagende Worte standen, die, man möchte sagen, mehr als angemessen waren: Unsre Heimat, sie ist bunt!

Wer dies bis zu diesem Zeitpunkt ohnehin noch nicht bemerkt hatte, nun nochmals genau hinschaute und dazu dieses Sprüchlein von Neuem las, der mußte schlichtweg verblüfft feststellen, wie bunt dort doch alles war.

Als Bürgermeister und Pfarrer einige Male prüfend vor der Bühne auf und ab gingen, dort und dort herumzupften, einiges anhoben, damit hin und her gingen und es doch wieder an den alten Platz zurückstellten, hielt mich nichts mehr; ich mußte die beiden einfach burschikos ansprechen:

„Herr Pfarrer! Herr Bürgermeister! Wie bunt unsre Heimat doch ist!“ Die beiden dickwanstigen Herren warfen, während sie sich zufrieden zunickten, sofort stolz die Arme hinter ihre Rücken und begannen sogleich im Takt der Blechmusik strahlend auf den Zehen zu wippen, wobei einmal der Pfarrer, einmal der Bürgermeister zuerst auf den Spitzen angelangt war. Es war ein köstlicher Anblick, die hohen Herren so kurz vor dem Entschweben in den Kreis der Erzengel sehen zu dürfen. Nun begann mich der noch immer unentwegt wippende und nickende Pfaffe zu belobigen:

„Oh ja, Johannes. Schön, schön, es dir aufgefallen ist. Fürwahr, bunt ist sie wohl, unsere Heimat. Wie feinfühlig, wie sensibel unsere Jugend doch sein kann! Nicht wahr, Herr Bürgermeister?“

Ehe der zunehmend schneller wippende Bürgermeister die rechten Worte fand, gelang es mir, noch rasch eine winzige Bemerkung nachzuwerfen:

„Ich finde nur, Sie werdens mir verzeihen, man hätte dies bei der Dekoration etwas deutlicher hervorheben sollen.“

„Meinst Du?“, fragte unsicher der augenscheinlich verwirrte Bürgermeister und redete sich stotternd weiter um Kopf und Kragen.

„Ich habe mir- Ich meine natürlich das Festkomitee- Also der Herr Pfarrer und ich, wir haben uns gedacht- Man- Man sollte die Leute nicht immer unbedingt mit der Nase- Nun gut: Man darf den Leuten nicht immer alles vorkauen. So! Jetzt laß uns-“

Das Wippen und Nicken hatte ein jähes Ende genommen.

Der schlagartig stirnfaltig gewordene Pfarrer zog den Bürgermeister

sogleich nah zu sich und flüsterte ihm offenbar sehr besorgt irgendetwas ins Ohr, worauf das Duo noch mehrmals vor der Bühne hin und her watschelte, diese einige Male umlief und darauf für etwa eine Viertelstunde verschwand, um alsdann im Gänsemarsch mit einem Gefolge von etwa zehn Ministranten zurückzukehren, welche wie sie selbst jeweils mindestens zwei prächtige Blumensträuße in den Armen trugen, die sie nun noch zusätzlich auf der Bühne platzierten.

Hagen, der sich bis hierher zu jenem Geschehen nicht geäußert, aber alles genauestens beobachtet hatte, stieß mich unvermittelt mit dem Ellbogen von der Seite an, deutete mit seinem Kopf in Richtung Bühne und drückte mir anerkennend die Hand:

„Gratuliere!“

Auf einem Male wurde es stiller. Trommler hatte die Bühne betreten, merkwürdigerweise ohne Chor, ohne Kapelle oder Tanzgruppe. Dabei liebte er doch pompöse Auftritte, besonders wenn es seine waren. Er stellte sich an den vorderen Rand der Bühne, bot sich mehrmals unbedingte Ruhe und Aufmerksamkeit aus und begann nun, einen Zettel vor sich haltend, eine lieblos formulierte Mitteilung in die Nacht zu werfen:

„Liebe Freunde und Bürger unsrer bunten Heimat!“, dabei drehte er sich um und wies mit großen Gesten auf das, was man alles herangeschafft hatte. Nach reichlichem Applaus fuhr er fort: „Wie mir soeben mitgeteilt wurde, ist am heutigen Abend der von uns allen hochgeschätzte Oberlehrer, unser Siegfried Schönner, seinem schweren, langjährigem Leiden erlegen. Aufgrund jenes traurigen Anlasses werden sie es verstehen und unterstützen, wenn die von uns vorzutragenden Melodien im besinnlichen Rahmen erklingen werden.“ Von wegen „aufgrund dieses Anlasses!“, dachte ich.

Und erst hier wurde mir bewußt, was dieser Anlaß eigentlich war, es war Schoners Tod. Es überraschte weder Hagen noch mich. Wir hatten insgeheim damit gerechnet und doch war es hart und ein weiterer Schlag in diesen uns ohnehin so sehr scheltenden Tagen.

Wir hielten an jenem Abend unser Versprechen nicht ein, man sang und zitierte ohne uns. Wir kehrten trauernd ans Mühlbächlein zurück, sahen auf die Kerzen hinaus und begannen in jenem schwachen Licht Schoners Brief an uns zu lesen, wir waren sicher, es sei die rechte Stunde.

Lieber Johannes, lieber Hagen!

Diese Zeilen der Wahrheit sollen mein Vermächtnis sein.

Wenn ich Euch in den vergangenen Tagen, zum Ende Eurer freundlichen Besuche stets aufgab, Ihr sollet gut auf Euren jeweiligen Bruder achtgeben, so war es, wie Ihr vielleicht annehmen werdet, keine sinnleer dahingesagte Floskel des siechenden Schuldirektors Schöner und kein alleiniges Eingehen auf die Begegnung mit Johannes' Mutter, sondern ein zugegeben schlechter Versuch, Euch die Wahrheit zuzuschieben, ohne sie aussprechen zu müssen.

Ich habe Hagen bereits von der Erpressung seines Vaters an Maximilian von Thal berichtet. Nun, da es mit mir zu Ende geht, sollt Ihr den Rest Eurer düstren Geschichte erfahren. Ihr habt ein Anrecht darauf, auch wenn ich den Richterspruch fürchte. So werde ich versuchen, diese verzwickte Geschichte verständlich, doch in möglicher Kürze zu erzählen.

Johannes, Du weißt wohl, denn es bleibt in Fürstweil so etwas ja niemals geheim, daß Marike vor Deiner Geburt von einem später verschollenen Zimmermannsgesellen schwanger ging. Hier ist die erste Lüge zu entlarven!

Dieser Gesell ist weder verschollen, noch ist er jemals aus Fürstweil verschwunden. Es war Dein Vater. Dein Vater, der bereits zu dieser Zeit mit Deiner Mutter den Bund der Ehe eingegangen war. Diese Liebe stand ihm allzeit über allem, das muß Du mir glauben, Johannes. Er liebte Deine Mutter, obwohl sie an steten körperlichen Schwächen und zarten Nerven litt. Er verzichtete freiwillig auf unsagbar vieles, was für die meisten Menschen, namentlich die Männer, unverzichtbar ist.

Es war den beiden aufgrund der schlechten Verfassung Deiner Mutter nur eingeschränkt möglich, ein gesundes Liebesleben zu führen, ein Liebesleben wie es junge Männer in der Regel nur schwerlich entbehren können. Dein Vater heiratete Deine Mutter aus reiner, aufrichtiger Liebe und war sich ihrer Zartheit und Anfälligkeit bewußt. Doch glaubte er, kraft seiner Liebe auf alles Körperliche verzichten zu können. Welch eine Großtat! Welch ein Liebesbeweis! Nun geschah, was niemals hätte geschehen dürfen... Deine Mutter war zu dieser Zeit, infolge eines erneuten Schwächeanfalls, auf Kur an die See geschickt worden. Während dieser Wochen gelang es Deinem Vater nicht mehr, sein fleischliches Verlangen zu zügeln. Er ging eine Liaison mit Marike ein, worauf

ein Kind gezeugt ward. Dies brachte ihn in eine schlimme Lage. Deine Mutter kehrte recht gut erholt heim und es stellte sich zwischen den beiden offenbar ein gutes Liebesleben ein, denn bald nach ihrer Rückkehr wurde Deine Mutter mit Dir schwanger, Johannes. Da war es Deinem Vater gänzlich unmöglich geworden, sich als Fremdgänger zu offenbaren. Die neugewonnene, doch noch immer zarte Gesundheit Deiner Mutter und somit auch Dein Leben standen auf dem Spiel! Doch wie sollte es weitergehen? Marike war schwanger, offiziell vaterlos. Sie schien wie die sprichwörtliche Jungfrau zum Kinde gekommen zu sein. Die phantastische Geschichte vom spurlos verschollenen Gesellen drohte mit jedem weiteren Tage in sich zusammenzufallen, zumal diesen Handwerker niemand jemals zu Gesicht bekommen hatte. Lösungen mußten her, schnell und nachhaltig! Dies forderte auch Marikes Oheim, dem sie sich, da sie niemanden anderen wußte, anvertraut hatte. Er hätte es ja früher oder später ohnehin erfahren. Durch einen lumpigen Zimmermann, einem zukünftigen Sägewerksbesitzer, einen angekratzten Ruf zu erleiden, nur weil dieser sich ein einziges Mal nicht im Griff hatte, war undenkbar für van Gracht. Er wußte, und dies machte er auch Deinem Vater klar, erst wenn dieses Kind aus der Welt sein würde, würden auch Spott und Gerüchtemacher allmählich verstummen. So setzte er Deinem Vater eines Tages die sprichwörtliche Pistole auf die Brust und forderte unmißverständlich, er solle sich baldigst eine Lösung einfallen lassen, ansonsten würde er dafür Sorge tragen, daß Deine Mutter ihres Lebens nicht mehr froh würde. Deinem Vater war klar, mit van Gracht war nicht zu spaßen. Es wäre ihm aufgrund dessen gesellschaftlicher Kontakte ein leichtes gewesen, den jungen Stammbaum Eurer Familie in Kleinholz zu zerschlagen. Keinen Auftrag hätte Richard Weidner mehr erhalten. Er wußte weder aus noch ein, war wie gelähmt und fand keinen Weg. Zur gleichen Zeit ging Werner Hintritt die Ehe mit Sophie von Thal ein. Bereits die ersten gemeinsamen Wochen waren für ihn die Hölle. Er konnte Sophies affektiertes Gehabe und ihre ihn überragende Bildung einfach nicht ertragen, sie hing ihm bald zum Halse heraus. Das einzige, was er je und je an ihr beehrte, war ihr Leib, doch niemals ihr vornehmes Getue, ihre Attitüden, ihr Narzissmus, ihre ständige Präsenz. Er hätte gut und gern auf all dies verzichtet, jedoch mochte er wiederum nicht die von seinem Schwiegervater in Aussicht gestellten Schweigegelder und seine

Anstellung beim Anzeiger entbehren. So kam es während eines Besüfnisses im Hirschen zu einem folgenschweren Gespräch zwischen van Gracht und Hintritt. Ich selbst saß unmittelbar in der Nähe ihres Tisches und wurde Zeuge als ein düsterer Plan geschmiedet wurde, den ich unverzeihlicherweise für unsinniges Kneipengewäsch hielt. Man beschloß, die Angelegenheit selbst in die Hände zu nehmen.

In jener Märznacht, als bei Marike die Wehen einsetzten, spritzte Werner Hintritt mittels eines von van Gracht bereitgestellten Giftes seine Frau samt ihres Ungeborenen schmerzlos in den Tod. Unterdessen wurde Marike von ihrem Oheim, zwecks einer als unumgänglich ausgegebenen Kaiserschnittoperation, gänzlich narkotisiert. Sie durfte von alldem nichts erfahren. Nachdem Marikes Kind geboren war, trug es van Gracht ins Haus der Hintritts und schnitt alsdann das tote Ungeborene aus dem Leib der ermordeten Sophie heraus, wonach er dies zügig an Marikes Kindbett brachte. Marike erwachte bald darauf aus der Betäubung und fand ein totes Kind zu ihrer Seite, welches sie selbstverständlich für ihr eigenes hielt. Im gleichen Zuge unterrichtete van Gracht sie inmitten ihrer Trauer vom plötzlichen Herztod der Sophie und dem Überleben des nun halbweisen Säuglings. Alles war so teuflisch arrangiert, daß sich die Situation so darbot, als stünde das Leben Sophies Kindes auf dem Spiel. Diese Nachricht mußte Marikes trauernde Seele wie ein Licht nach finsterster Nacht erhellen. Man sah sich gezwungen, das Kind am Leben zu erhalten, um einerseits Hintritt das Zubrot zu sichern und andererseits van Gracht die Last eines Kindes in seiner eigenen Familie zu nehmen. Sein Ruf, so war sich van Gracht sicher, würde keinerlei Schaden nehmen, wenn Marikes Niederkunft aufgrund Sophies Tod sehr bald in Vergessenheit geriete. Der Tod ist eben immer spektakulärer als das Leben. Marike mußte sich um jeden Preis bereiterklären, sich dieses Kindes als Amme anzunehmen. Marike glaubte van Gracht ein jedes Wort, Ihr kennt ja ihre Leichtgläubigkeit, also nahm sie sich ihres eigenen Kindes an und ahnte nichts davon. Sie säugte es und übergab es den Händen des Doppelmörders Hintritt, der dies Kind im Folgenden als seines ausgab und sich seiner erpressten Gelder sicher wähnen konnte. Werner Hintritt hatte sein sicheres Einkommen, der Quälgeist Sophie war beiseite geschafft und, da sich Marike des Kindes erbarmte, hatte er mit „seinem“ Sohn

keinerlei Erziehungsprobleme. Sophies Tod beschäftigte ganz Fürstweil über viele Wochen, von Marikes Schicksal war wie erwartet keine Rede mehr. Somit war auch Dein Vater seiner Sorgen ledig. Doch ahnte er nicht, welche abscheulichen Umstände dies herbeigeführt hatten. Irgendwie muß Deine Mutter von dieser Verschwörung erfahren haben, vielleicht eine Ahnung, vielleicht durch eine Intrige, bis heute ist es mir ein Rätsel wie, jedenfalls lief sie eines Tages aufgebracht weinend durch Fürstweil und berichtete jedem von dem, was bis dahin niemand jemals für möglich gehalten hätte. Van Gracht und Hintritt bestritten alles und selbst Dein Vater, Johannes, wußte nicht so recht, was er von dieser abenteuerlichen Mordgeschichte halten sollte. Van Gracht hingegen wußte es genau. Er wies Deine Mutter zwangsweise in die Havelrömer Nervenheilstätte ein, wo sie Dein Vater fortan regelmäßig besuchte und wo sie kurz darauf tatsächlich ihre gesunden Sinne verlor. Als ich davon erfuhr, nahm ich all meinen Mut zusammen, suchte Deinen Vater auf und gestand ihm mein Wissen. Wir beschlossen, darüber zu schweigen. Johannes, erinnerst Du Dich an jenen Sonntag, als ich Dich bat, Deinem Vater auszurichten, er möge mich am nächsten Morgen aufsuchen? Ich beabsichtigte damals, mit ihm gemeinsam einen Weg zu suchen, Dich möglichst bald und schonend in all dies einzuweißen. Dazu kam es nicht mehr.

Verzeiht!

Ich bin schuldig und mir dieser Schuld schmerzlich bewußt. Wenn es etwas wie höhere Gerechtigkeit gibt, so seid gewiß, mein Handeln wird nicht ungesühnt bleiben. Seid gewiß, wenn ich nun sterbe, so sterbe ich auch an meiner Schuld. Gebt nun fortan sorgsam auf den gewonnenen Bruder Acht! Was immer Ihr nun tut, was immer Ihr fortan tut, bedenkt das Ende!

Respice finem. Euer Schöner.

Ich weiß nicht mehr, ob wir wüteten.
Ich weiß nicht, ob wir weinten.
Ich weiß nicht, ob wir schwiegen.
Ich weiß auch nicht, ob es für uns jemals einen Weg gab, alles viel früher zu durchschauen. Es mag sein oder nicht.
Wir konnten es nicht ändern.
Wir konnten es niemals ändern!
Ich weiß heute nur eines, so wie wir es damals wußten: Diese Nachricht, diese Aufklärung kam zu spät.
Einige Monate zuvor hätte sie uns froh und glücklich gemacht, hatten wir uns doch bis dahin nichts sehnlicher gewünscht, als brüderlich im Blute vereint zu sein. Doch unsere Zuneigung war darüber hinausgewachsen, längst mehr geworden, viel mehr. Mehr als Geschwistern möglich ist.
Jene unverhoffte Verwandtschaft war ein Verbrechen an unsren Gefühlen und deren Todesurteil. Diese ungewollte und nun verhaßte leibliche Verbrüderung drohte alles Feuer, das zwischen uns entfacht war, erkalten zu lassen.
Wir saßen noch einige Zeit dort an jenem Ufer, sahen Kerzen den Bach hinuntertreiben, sterben, verlöschen, mehr und mehr, eine nach der anderen.
Wäre doch nur alles so leicht wie in meinem Traume gewesen, dann hätte Hagen allein meine Hand nehmen und flüstern müssen: Schau, mein Freund und Bruder, schau ein letztes Mal! Dies dort waren wir bis hier und heut. Laß uns von nun an ins Morgen gehen!
Ich hätte ihm zugestimmt und wäre mit ihm fortgegangen, fort von dem, was in jenen Seiten stand. So leicht war es nicht.
Wie orakelgleich hörte ich fortan in mir wieder und wieder diese Worte „Freund und Bruder“.
Hagen hatte mich in jenem Traume seinen Bruder genannt, so viele Stunden, Tage, Wochen bevor wir diesen Brief in Händen hielten und diese Worte für uns zur Wahrheit und Gefahr wurden.
Irgendwo, vielleicht in jenem Traum, vielleicht in jenem Licht der Kerzen, die dort schwammen, mußte doch ein Weg zu finden sein. Ein einziger Weg; ein Ausweg, der uns ein Morgen ermöglichte, in dem alles so sein würde wie bisher. Wie verzweifelt suchte ich ihn doch und wie unsagbar fürchtete ich doch, ihn niemals zu finden.

Nach und nach verloschen auch die letzten Lichter und als kaum noch eines sichtbar war, fischte Hagen zwei vom Winde ausgehauchte Kerzlein aus dem Bach und entzündete sie erneut, zuerst die eine und an dieser die übrige. Er ließ sie jedoch nicht zu Wasser, sondern behielt sie fest in einer Hand und somit auch die Entscheidung über ihr Weiterleben oder deren Tod.

Es hätte kein besseres Symbol für uns in jenen Stunden geben können. Auch wir hatten einander entfacht und auch wir brannten wie zwei Kerzen, die gemeinsam glühten, sich ergänzten und deren vereintes Licht wie eine große Gewißheit in eine ungewisse Zukunft, die in fremden Händen lag, getragen wurde.

Als der Wind abermals die Kerzlein verlöschen ließ und sie Hagen ebenso abermals aneinander entfachte, war ein Weg aus der drohenden Dunkelheit geschlagen - und dieser Weg war mehr als nur ein Weg dieser Kerzen, es war unser Weg.

Noch konnten wir brennen, noch war nicht alles um uns schwarz! In jenen Augenblicken muß in Hagen durch jene Kerzen derselbe Gedanke wie in mir entzündet worden sein. Er blickte unablässig in die Flammen, drehte die Kerzlein mehrmals und presste sie fest und immer fester ineinander, daß sich ihr Wachs über sie ergoß und sie mehr und inniger zu einer Kerze verschmolz. In ihr Licht blickend sprach er entschlossen und lichterloh die ach so treffenden Worte:

„Brüder sind wir nicht. Brüder nicht!“

Und aus der Ferne klangen, noch ehe sein letztes Wort gesprochen war, magisch und prophezeiend diese wegweisenden Zeilen Brahms Wiegenliedes:

„Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt. Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt.“

Nun wußten wir, was zu tun war. Und wir wußten wie.

In den ersten Stunden des neuen Tages, da die Lichter des Abends um uns herum längst verloschen waren und allein unsere Herzensfeuer unvermindert weiterzüngelten, gebar uns diese glutreiche Nacht zwei lodernde Gefährten. Zwei glühende Brüder, die, als sich alle im kühlen Schlafe und in dessen trügerischer Sicherheit wiegten, verheerend aus unseren Händen aufflammten und die Häuser Hinritts und van Grachts bis auf die Grundmauern niederbrannten - und mit ihnen, die einzigen, die außer Schöner, meinem Vater und uns von allem gewußt hatten, vernichteten.

Der Morgen graute bereits und die Vögel wagten nicht, in dieser rauchigen Todesluft ihre Lieder anzustimmen, da kamen wir zu

meinem Vaterhause.

Alles dort war ruhig und friedlich - und für einen winzigen Augenblick war ich einem Eintreten nahe. Doch Hagen hielt mich zurück:

„Brüder?“

„Brüder?“

Nein.

LETZTE SCHRITTE

Dieser Schnee, dieser vom Rauch der Schlote Fürstweils grau eingefärbte Schnee, wie er dort so unschuldig liegt! Dort auf jenem Flecken Erde, wo einst mein Vaterhaus stand - vor dem großen Brand. Dieser barmherzige Schnee! Es möchte mir scheinen, er beabsichtige, all meine Taten dieser einen Nacht unter sich zu begraben. Wie götig es von ihm wäre! Doch es wäre verfrüht. Auch noch in zehn oder zwanzig Jahren. Es wäre immer zu früh. Was damals geschah, kennt keine Verjährung, keine Sühne.

Die wahrscheinlich jämmerlichen Reste jenes Hauses, seine verkohlten Balken, seine Asche habe ich niemals gesehen; und nun, da ich auf diesen aschgrauen Schnee blicke, ist es mir, als sähe ich dort auf die Asche meines Vaters und all der anderen.

Ich gehe weiter, muß weitergehen!

Und ich gehe nachdenklich, fröstelnd, schwer atmend und gesenkten Hauptes, aber voran, wie ich es immer tat. Ja voran! Auch dieser unendlich mühsame Ausflug in mein Gestern war ein Schritt nach vorn.

So gehe ich, über all die unsagbar bitteren Jahre hinweg tränenlos geworden, den Wegen meiner Unschuld, meiner Kindheit und Jugend nach. Doch wohin? Zur Schule, ja! Auch sie gibt es nicht mehr. Nicht als Schule. Das rissig gewordene, einst so stolze Gemäuer liegt schon seit etlichen Jahren vergessen und leergeräumt in erbärmlichem Zustand mit vernagelten Fenstern und vermauerten Türen hinter dem alten rostigen, mehrfach verketteten Hoftor.

Ich stehe hier, wo ich meine Reise ins Gestern begann, und muß mit dem Stich des allzu vertrauten Gefühls der erdrückenden und zugleich zerreißenen Enttäuschung im Herzen feststellen, daß von diesem Gestern außer mir und einer Handvoll Erinnerungen nichts geblieben ist. Und selbst diese wenigen Erinnerungen scheinen mir heute so seltsam unwirklich und fragwürdiger denn je. Umso klarer erinnere ich mich an jene qualvollen Tage, Wochen und Jahre nach jenem Sommerfeste:

Hagen und ich trieben uns noch einige Tage mit vielfach gespaltenen Herzen bei Konrad herum, doch während eines kurzen Aufenthaltes in der Stadt wurden wir gänzlich unerwartet von der Gendarmerie gefaßt. Man suchte uns bereits im ganzen Fürstweiler Land und hatte die Fahndung nun auch auf Havelrom ausgeweitet. Zu unserem Erstaunen, vielleicht zu unserem Glück, doch wohl mehr zu unserem

Unglück, spürte man nicht nach uns, weil wir etwa als Brandstifter und Mörder überführt werden sollten. Die Erziehungsbehörde hatte uns allein nachgestellt, da wir beide für jenes Amt nun als Vollwaisen galten und folglich in ein Waisenhaus oder, so es sich gerade anbot, in eine neue Familie gesteckt gehörten. Es war einzig ein Vorgang von vielen, Pflichterfüllung eben, nichts als eine Formalität, nur ein Verwaltungsakt - damit baldigst alles seine behördliche Ordnung bekäme. Die von Maximilian von Thal, Hagens bis dahin nachweisbarem Großvater, zwischenzeitlich geflossenen Zuwendungen an diesen oder jenen, mehr oder minder einflußreichen Herren sorgten für eine beschleunigte und „bevorzugte“ Bearbeitung dieser für den hohen Herrn äußerst lästige Angelegenheit. Für seinen Enkel zu sorgen, war für von Thal natürliche Ehrensache. Lästig, aber allemal Ehrensache. Und solche Ehrensachen erledigt man am gründlichsten mit Geld. Schlußendlich war Hagen ebenso Waise wie ich. Man hätte mitunter meinen können weit mehr als ich.

Inwieweit von Thal auf die Abwendung eines Prozesses gegen uns eingewirkt hat, läßt sich nur mutmaßen. Es zählt nicht mehr. Nichts zählt mehr!

Vorerst war unsere neue Heimat ein überfrommes Waisenhaus im südwestlichsten Zipfel des Landes, wo uns aufgrund unsres ungewöhnlich vertrauten Umgangs miteinander seitens der Kameraden und nicht zuletzt der Geistlichen und Lehrer übel mitgespielt wurde. Doch gemeinsam war es zu ertragen.

Unsere Verwandtschaft verschwiegen wir, denn nach jener Sommernacht hätte sich ja freilich niemand mehr gefunden, der all dies hätte bestätigen können.

Etwa ein halbes Jahr nach unserer dortigen Aufnahme besuchte ein augenscheinlich sehr wohlhabender Herr in Begleitung einer durchweg blasierten Dame unsere Anstalt, worauf die beiden im Beisein der Oberin immer gleich lange und ermüdende Gespräche mit einigen besonders hübschen und auch sonst wohlgeratenen Burschen führten. So auch mit Hagen.

Zwei Wochen später war Hagen bereits auf dem Weg in irgendeine ferne Großstadt, wo er sich einige Tage darauf im umliegenden Park des Hauses - für die Herrschaften unübersehbar - an einer alten schmalen Weide sein junges Leben nahm.

Ich selbst blieb zurück und erfuhr von alledem erst einige Monate nach meiner Entlassung, beinah drei Jahre nach Hagens Fortgang.

Es waren schlimme Jahre in jenem Waisenstift, Jahre ohne meinen geliebten Gefährten, und es waren namentlich Jahre, in denen ich sicherlich untergegangen wäre, wenn mir da nicht die glückverheißende Vorfreude auf ein Wiedersehen mit meinem Freunde über alle Wasser geholfen hätte.

Der Leib und Seele durchzuckende Blitzschlag der Verzweiflung, all des jähren Leides beim Erhalt der Nachricht von Hagens Tod war bezwingender und niederschmetternder als alles bis zu dieser Zeit Erlittene. Mein Leben schien mir von Anbeginn sinnlos gewesen zu sein. Zuerst dachte ich daran, ins Wasser zu gehen, Gift zu nehmen oder es meinem Geliebten gleich zu tun und mir einen recht schönen und starken Baum zu suchen. Ich tat es nicht, versuchte es nicht. Es war nicht Feigheit, sondern Entschlossenheit. Womöglich auch Trotz. Doch in jedem Falle der feste Wille, meinem traurigen Leben doch noch irgendeinen wie auch immer gearteten Sinn abzuringen. Lange Zeit wußte ich weder wie noch wodurch. Meine Feuer waren schwach geworden. Doch sehnte ich mich nicht trotz dessen seit Jahr und Tag zu meinem Freunde? Und brannte nicht zeitlebens neben jener Sehnsucht der Dichter in mir und wäre mein verstorbener Freund nicht stolz auf mich gewesen, wenn ich es bis dorthin gebracht hätte? So stand meine Entscheidung eines lichten Morgens fest: Wir mußten in Worte gefaßt, mußten niedergeschrieben, der Welt mitgeteilt werden. Erst dann, befahl ich mir, erst dann, wenn unsere Schritte nachgezeichnet sind, wenn all das, was uns entfachte, lodern und verglühen ließ, in Papier weiterbrennt, erst dann darf ich meinem Freunde folgen.

Imprint

FREUND UND BRUDER
Matthias Schumacher
© 2012 Matthias Schumacher

Kontakt



Matthias Schumacher
Postfach 21 01 66
10501 Berlin
Mail: ms@matthiasschumacher.ms
Website: www.matthias-schumacher.com

Sie möchten den Autor und seine Projekte unterstützen? [PayPal!](#)
Vielen Dank!